

# Die Arbeiterwelt

Nr. 49

Illustriertes Unterhaltungsblatt.

1912

## Der Bub.

Erzählung von Emil Ertl.

(Schluß.)

In der Nähmaschinenfabrik in Floridsdorf war ein Streik ausgebrochen. Er währte schon wochenlang, und daß Josef es mit den Streikenden hielt, machte böses Blut im Hause. Arbeitsscheu war er nicht, das hatte er früher zur Genüge bewiesen, aber sein Klassenbewußtsein als Proletarier, sein Gerechtigkeitsgefühl, der durch übereilte Maßregeln der Fabriksleitung verletzt worden war, hinderte ihn, sich den Arbeitwilligen anzuschließen, die er Streikbrecher nannte. Daß die Stiefmutter jetzt, wo er kein Kostgeld zahlen konnte, ihm mehr als je auffällig war und ihm das Leben so sauer wie möglich machte, das war bloß natürlich. Aber auch der Vater grockte ihm. Das unfreiwillige Nichtstun und müßige Herumsitzen im Hause, dem Josef sich notgedrungen hingeben mußte, ging ihm gänzlich wider den Strich. Er nannte es „unserem Herrgott den Tag stehlen“, es war ihm eine Unbegreiflichkeit, ein Unding; in seinem ganzen Leben gab es kaum einen Tag, an dem er nicht gearbeitet hatte. Auch die Sonn- und Feiertage unterschieden sich hierin nicht viel von den Wochentagen, weil auch an Sonn- und Feiertagen die Leute ihre Frühstücks- und Tausenmilch, die Pferde ihren Hafer haben wollten. Eigentlich hatte er bloß während des einen Jahres, das er im Zuchthaus verbrachte, Sonn- und Feiertage gekannt. Und nun feierte Josef schon die fünfte Woche und verdiente nichts.

Am meisten aber wurmte ihn, daß die Gehässigkeit seines Weibes gegen Josef nunmehr einen Schein von Berechtigung erhielt. Daß er ihn nicht mehr so recht in Schutz nehmen konnte!

Am Faschingsdienstag frühmorgens, als Josef beim Schein einer Stallaterne ihm half, die Mähnen, das Geschirr und die Schwänze der Pferde mit Papierschnitten und -bändern zu schmücken, kam es zu einer scharfen Auseinandersetzung zwischen Vater und Sohn. Noch nie hatte Josef sich so eigenwillig gezeigt. Es brachte ihn auf, daß der Vater ein hartes Wort gegen die Arbeiterorganisation geäußert. Die Gewerkschaft ließ er nicht antasten. Er glaubte an die Zukunft des Proletariats. Die Begeisterungsfähigkeit, die die Köpfe und Herzen der Jugend erfüllt, hatte sich bei ihm an dem Idealbild eines kommenden Arbeiterstaates entzündet, und der Lohnkampf war ihm ein heiliger Krieg. In diesem Punkte duldet er keine Eingriffe. Er verdiente sich sein Brot selbst, er war ein freier Arbeiter!

„Gegenwärtig bist überhaupt kein Arbeiter, sondern ein Faulenzer!“ gab Fabian zurück.

Und als er im Morgengrauen auf den Rutschbock stieg, sagte er in seinem Borne, den Josef durch hartnäckigen Widerspruch geweckt hatte: „Heut ist noch Fasching, heut kannst noch Bitherspielen. Wenn Du morgen, am Aschermittwoch, nicht an die Arbeit gehst, fliegst aus dem Haus!“

Damit fuhr er auf den Markt, um wie gewöhnlich erst gegen die zehnte Morgenstunde die Rückfahrt anzutreten.

Auf dem Heimwege, gerade als er im Schritt über die Ragnaner Fochbrücke fuhr, holte er die Afra ein, dem Laurenz sein Weib, die auch in der Stadt gewesen war, um Einkäufe zu machen. Er hielt an und hieß sie aufsitzen, sie flüchte und lachte; auf dem Markt hatten sie seinen Hut über und über mit bunten Papierbändern geschmückt und ihm eine Brille aufgesetzt, an der eine lange blecherne Nase befestigt war. Das war so gebräuchlich bei den Marktleuten am Faschingsdienstag, alle trieben sie UI, hatten Papierlarven auf, spitze Scharletinsmützen, falsche Nasen und Bärte.

„Jetzt hätt' ich Ihnen fast nicht gekannt!“ sagte Afra, während sie sich resolut neben ihn auf den Bock schwang.

„Warum?“ fragte er erstaunt.

Sie lachte auf. Er hatte völlig vergessen, daß er die falsche Nase noch aufhatte, die er den ganzen Morgen getragen, um unter den Marktleuten nicht als Spielverderber zu gelten. Wunderlich genug sah er aus, wie er still und in sich zusammengesunken, die Zügel in der Hand, auf seinem Rutschbock saß, in seinem lächerlichen Karnevalsbesatz. Es war ein ganz verrückter Aufzug, das Gespann voll wehender Wimpel aus farbigem Papier, der Rutscher auf dem Bock ein ulliger Fastnachtsnarr — und beide doch stumpf und verdrossen ihre Aufgabe erfüllend, ohne Laune, ohne Uebermut, abgerackert von der Arbeit, müde gepeitscht vom Leben . . .

Langsam humpelte der Wagen über die Brücke. Fabian zog die Zügel an.

„Da ist es geschehen. Das ist die Stelle.“

„Der Laurenz hat mir's schon oft gezeigt,“ sagte Afra. „Wie das Wasser hochgeht! Die Schneeschmelz muß schon in den Bergen sein.“

„Die Anna Kreil,“ sagte er, „die war ein anderes Weib gewesen als der dicke Trampell!“

„Um die Anna ist schad'!“ sagte Afra. Er machte: „Güh-öh!“ und fuhr weiter. „Saben denn Sie die Anna gekannt?“ fragte er nach einer Weile.

„Freilich, hab' ich sie gekannt. Im Findelhaus. Wie ich hineingekommen bin, war sie noch recht schwach. Erst neulich hab' ich an sie denken müssen, wie ich den Josef hab' Bitherspielen hören.“

„Warum denn beim Bitherspielen?“ fragte Fabian.

„Weil ich mir gedenkt hab': woher der Bub das hat? Ist am Ende doch nicht der ihrige gewesen!“

Fabian riß an den Zügeln, daß die Pferde stehen blieben. Sie erschrak fast, wie er sie anstierte, hinter der Drahtbrille hervor, an der die lächerliche Nase saß. Und sie erschrak darüber, daß sie unbedachterweise mehr gesagt hatte, als sie hätte sagen sollen.

„Was — heißt denn das?“ fragte Fabian langsam.

„Es war nur so eine Einbildung von der Anna,“ lenkte sie ein. „Ist ja nichts dran!“

„Die Mutter kennt man alleweil,“ sagte er mit zusammengebeißenen Zähnen. „Sie wollen doch nicht sagen, daß der Josef am Ende gar nicht . . . gar nicht mein Bub ist?“

„Ein dummes Gered' war es,“ suchte sie ihn zu beschwichtigen. „Wie man halt manchmal gedankenlos daherredet.“

„Steigen S' herunter vom Bock!“ herrschte er sie plötzlich an. „Die Anna war kein schlechtes Frauenzimmer! Ist alles erlogen!“

Die Wut kochte in ihm. „Ich sag' ja nichts gegen die Anna!“ wollte sie ihn begütigen.

„Steigen S' herunter vom Bock!“

Sie faßte nach seinem Arm.

„Aber Herr Lisset! Hören Sie doch! Ich werd' doch der Anna nichts Schlechtes nachsagen wollen! Es ist ja nur wegen dem Durcheinander im Findelhaus. Ich hätt' gar nichts davon sagen sollen, es ist mir bloß so herausgerutscht. Ist alles nichts als ein Unsinn! Fahren Sie nur weiter und reden wir nichts mehr davon!“

„Weiterfahren tu' ich nicht,“ antwortete er trozig, „wenn Sie mir nicht sagen, was Sie wissen.“

Sie konnte nicht mehr zurück, sie mußte ihn aufklären, wie sie es gemeint hatte, sonst kam

noch Schlimmeres heraus und auf Annas Andenken blieb ein häßlicher Verdacht haften.

„Also, meinetwegen,“ sagte sie; „wenn Sie es durchaus wissen wollen . . .“

Fabian schmalzte mit der Zunge, daß die Pferde sich langsam wieder in Bewegung setzten. Er ließ die Bügel schlaff herunterhängen und hörte zu.

In ihrer Schwäche hatte man der Anna das Neugeborene weggenommen. Und als sie sich zu erholen anfing und man ihr das Kind wieder zurückgab, da hatte sie behauptet, das sei ihr Bub nicht, das Kind sei ihr aus Versehen vertauscht worden. Sie werde es doch kennen, eine Mutter werde ihr Kind doch kennen! Und was man ihr auch entgegenete, sie war dabei geblieben: Ihren Buben werde sie doch kennen, das sei ihr Bub nicht!

„Gerade damals,“ sagte Afra, „bin ich hineingekommen. Gejammert hat sie und steif und fest behauptet, ihr Bub sei ihr vertauscht worden. Möglich wär' es ja gewesen, in dem Durcheinander, aber ich hab' es ihr ausgerebet.“

„Und hat es was genügt?“

„Im Anfang nicht. Dann hat sie sich gewöhnt.“

Fabian war mit hängenden Bügeln im Schritt weitergefahren. Ein lauer, fast heißer Wind hatte sich erhoben unter dem sonnigen Vorfrühlingshimmel, und die vielfarbigen Papierbänder auf seinem Gute rauschten und flatterten wie festlich bunte Wimpel in der Luft. Er blickte finster drein, daß die närrische lauge Nase ein böses Aussehen gewann und er in seiner vorgebengten Haltung fast einem tückschen, mißgestalteten Zwerge glich.

„Davon hat mir die Anna nie etwas gesagt.“

„Hat auch später den Buben gerade so gern gehabt wie . . .“ sie unterbrach sich. „Es wird ja eh' ihr eigener gewesen sein. Es war alles bloß ein Unsinn.“

„Von wem er die Musi' hat?“ sagte Fabian nachdenklich. „Gibt es da drin, auf der allgemeinen Abteilung — gibt es da drin keine Numero?“

„Ich war schon gewiß,“ sagte Afra lachend. „Mit dem Nagel hab' ich dem meinigen einen Kraker gemacht, am Fuß . . . Aber wenn sie mir den vertauscht hätten,“ fügte sie seufzend hinzu, „so wär' kein Schab' drum gewesen!“

Sie waren am Milchmeierhause zu Girschketten angelangt. Afra stieg ab, bedankte sich und sagte noch: „Denken Sie nicht mehr dran, es ist alles bloß eine Einbildung von der Anna gewesen.“

„Wo hat er denn seinen roten Schopf her, wenn es eine Einbildung war?“

„Das macht unser Herrgott, wie's ihn g'freut,“ sagte sie, empfahl sich und setzte ihren Weg fort, die Straße gegen Aspern entlang.

Er stieg ab, ließ das Gespann stehen und trat durch den Flur in den kleinen Gemüsegarten hinterm Haus, wo die Sonne lag, warm wie im Sommer. Auf der hölzernen Bank, um die sonst die Bohnen blühten, ließ er sich nieder und lauschte. Aus der Dachkammer hörte man den Josef Hither spielen, einen bekannten Gassenhauer.

Das Weib trat aus der Tür, um Kehricht in die Mistgrube zu schütten, sah ihn mit seiner Faschingsnase sitzen, auf die er abermals vergessen hatte und schalt: „Narr, blöder!“

„Josef!“ rief er.

Die Hither verstummte, die Holzterrasse herunter kamen Schritte, da trat der Josef zu ihm und fing zu lachen an, als er ihn so sitzen sah. Scharf forschte das Auge des Vaters hinter der Drahtbrille hervor im Antlitz des Sohnes. Nicht einen Zug von Anna, nicht einen Zug von sich selbst vermochte er zu entdecken.

„Was schauen S' mich denn so an, Vater?“

„Was lachst denn so dumm?“ herrschte er.

„Wegen — der Nasen —!“

Auch die drei Milchmeierischen hatten sich eingefunden und umstanden lichernd, einander anstoßend und mit Fingern auf ihn zeigend, den Stiefvater.

„Warum heutzun (verspotten) mich denn die Frauen?“ fragte Fabian aufgebracht.

Und Josef wiederholte, halb belustigt, halb bestürzt: „Wegen — wegen — der Nasen —!“

„Ah so, deswegen. Wegen der Nasen! Ha, ha, hal' Spiel auf, Josef, es ist Faschingsdienstag, da muß man tanzen, juhu, tanzen!“

Er hatte sich erhoben, er drehte sich, hob die Beine und bewegte die Arme in der Luft.

„Luftig ist es, tanzen muß man! Gulieh, hulieh, holberoh, holdereh, holiob, hulluh, holieeh — juhu!“

Wie ein Verriickter johlte und gröhlte er, wiegte sich und schwang sich schwerfällig von einem Fuß auf den anderen, bis er ermattet auf die Bank zurücklief.

„Denn morgen,“ sagte er keuchend, „ist Aschermittwoch.“

Er riß die falsche Nase mit der Brille herunter und schmiß sie auf den Tisch. Die drei Kinder fielen darüber her, rissen sie sich gegenseitig aus der Hand, und der sie schließlich erwichte, rannte damit davon, die anderen hinterdrein.

„Die Köffer steh'n noch vorm Haus,“ sagte Fabian zu Josef. „Geh' sie ausschirren, damit Du wenigstens fünf Minuten lang eine Arbeit hast — Tagedieb!“

„Wenn ich ein Tagedieb bin, so kann sich der Vater die Köffer selber ausschirren,“ gab Josef zurück und stieg wieder in seine Dachkammer hinauf.

Bis zum Nachmittag hatte der Föhn den Himmel eingetrübt, es begann zu regnen, ganz fein und leise. Fabian schlich aus dem Hause und schlug den Feldweg ein, der nach der Reichsstraße führt. Oben ging klirrend ein Fenster auf.

„Die Milchmeier sind noch nicht gewaschen!“ rief ihm das Weib nach.

„Bleibt ein Ding, ich mach' Feierabend, hi, hi!“

„Soll ich sie vielleicht waschen?“ schrie sie empört.

„Wär' auch kein Unglück! Ich wasch' sie nicht. Es ist Faschingsdienstag heut', da wird wieder einmal gefoffen!“

Ein Hagel von Schimpfworten fauste ihm nach, aber er kehrte sich nicht daran. In der Gaststube vom „Nordlicht“ traf er den Laureng. Sie saßen nebeneinander und redeten nicht viel. Sitzen und schauen — das ist die ganze Erholung, nach der es den Arbeitsmenschen verlangt. Erst nachdem der Wein sie aufgepulvert hatte, kamen sie ins Gespräch.

Und Fabian fing zu klagen an.

Kostgeld hatte er gezahlt für den Buben, Jahre und Jahre lang, sich's abgepart vom Mund — jetzt war es nicht einmal sein Bub! Fremder Leute Kind hatte er aufgezogen!

„Unsinn!“ sagte Laureng. „Weibertratsch! Glaub's nicht, so ist's nicht! Fertig!“

Die Anna hatte er ertrinken lassen wegen des Buben! Fremder Leute Kind hatte er gerettet und die Anna deswegen ertrinken lassen! Mit einem Griff hätt' er sie am Kleid festhalten können, wenn der Bub nicht war. Und jetzt war der Bub gar nicht sein Bub! Jrgendeinem hergelaufenen Mangeln zulieb, der ihn nichts anging, hatte er die Anna ertrinken lassen!

„Gib's überhaupt einen Vater, der weiß, was sein Kind ist, und was nicht? Laß Dich von der Afra nicht für ein' Narren halten!“

„Ja, Du hast leicht reden. Du weißt, daß Dein Bub' auch wirklich Dein Bub ist!“

Und hab' ich was davon? Wär' froh, wenn er's nicht wär'! Lauschen wir! Schenk' mir Deinen, so schenk' ich Dir meinen! Darauf

kommt's doch nicht an — auf's Blut? Sind hundert andere Sachen wichtiger!“

„Wär' eh' recht,“ sagte Fabian, „wenn nicht das Leben der Mutter dran hing'. Jetzt könnt' ich mit der Anna lachen, statt mit der Milchmeierischen heulen!“

So drehte er sich im Kreise und kam nicht aus seinem Elend heraus. Als die Gasflammen angezündet wurden, brach Laureng auf.

„Gehst nicht mit?“

„Ah belei, heut' ist Faschingsdienstag! Da muß der Mensch wenigstens ein Vergessen haben.“

Er blieb sitzen, bis der bohrende Wurm in seiner Brust ertränkt war. —

Ueber das Kaiserwasser legte der Föhn und peitschte ihm den strömenden Regen ins Gesicht. Hin und her schwankend trottete er auf der fast grundlosen Reichsstraße heimwärts, in der sich die spärlichen Straßenlaternen spiegelten wie in einem See. Jetzt spürte er Goldstiefeln unter den Füßen. Das war die Ragraner Fochbrücke. Unten rauschte das Wasser, das hochging wie Felten. Als er die Unglücksstelle erreicht hatte, blieb er stehen und lehnte sich ans Geländer.

Wie oft hatte er schon da hinuntergesehen! Immer war es das nämliche gewesen: Die Anna war hin. Jetzt gab's noch etwas Neues dazu: Der Bub war gar nicht sein Bub. Und nicht einmal ihr Bub war er! Ein fremder Kerl war es, der streifte und kein Kostgeld zahlen konnte. Das Elend der Betrunknen kam über ihn, das Mitleid mit sich selbst: „Wie es mich verfolgt! Keinen verfolgt es so! . . .“

Ein Mann kam von drüben gegangen. Sie stießen fast aneinander.

„Wo gehst denn Du hin — so spät noch am Abend?“

Der Josef war es.

„In die Streikversammlung.“

„Umkehren tuft! Heimgehen tuft!“

„Umkehren tu' ich nicht!“

Er wollte an ihm vorbei, Fabian vertrat ihm den Weg.

„Da bleibst! Umkehren tuft!“

„Umkehren tu' ich nicht!“

Josef versuchte ihn zur Seite zu schieben, im nächsten Augenblick hatten sie sich mit den Armen umklammert und rangen miteinander.

„So ein Bub hat zu folgen!“

„Ich bin kein Bub mehr!“ keuchte Josef, während er versuchte, ihm ein Bein zu stellen.

Da riß Fabian ihm mit Riesenkraft vom Boden, hob ihn über das Brückengeländer und ließ los. Er hatte keinen Fall gehört, kein Aufklatschen im Wasser, nichts! Mit gleichmäßig dumpfem Getöse zog der schwarze, hochange-schwollene Strom unten vorüber und bäumte sich eintönig rauschend gegen die Brückenjoche.

Am Aschermittwoch, spät abends, ließ beim Untersuchungsrichter am Landesgericht sich ein Mann anmelden, der aussah, als ob er seit einer Woche bei strömendem Regen im Freien gewohnt und geschlafen hätte. Als er hereingeführt wurde, setzte der Beamte seinen Wider auf und musterte ihn mit seinem rasch fassenden, scharfen Auge.

„Wenn ich nicht irre, haben wir uns schon einmal irgendwo gesehen?“

„Stimmt,“ sagte der Mann.

„Wie heißen Sie?“

„Fabian Disset.“

„Disset . . . Disset . . . War das nicht —?“

Er suchte in seinem Gedächtnis.

„Wegen der Brücken.“

„Richtig, richtig! Der Fall von der Ragraner Fochbrücke. Sie sind damals — hm, eingegangen.“

„Es war ein Unglück.“

„Natürlich,“ sagte der Richter sarkastisch

„es ist immer bloß ein Unglück.“

„Immer nicht,“ sagte Fabian. „Dasmal nicht.“

„So —? Sm —! Haben Sie mir eine Mitteilung zu machen?“

„Ja.“

„Also bittet!“

Er stand auf, drückte auf den Klingelknopf, ein jüngerer Herr trat ein, ein Protokoll unter dem Arm. Fabian erzählte wahrheitsgetreu, was sich ereignet hatte, und wo er stockte, half der Richter durch Fragen nach. Emsig brachte der jüngere Beamte seine Aussagen zu Papier.

Nachdem das Protokoll aufgenommen war, fragte der Untersuchungsrichter: „Wollen Sie unterschreiben?“

„Ja.“

Er setzte seinen Namen darunter.

„Der offizielle Teil wäre erledigt,“ sagte der Richter. „Nun beantworten Sie mir noch eine private Frage — das heißt, wenn Sie wollen; verpflichtet sind Sie dazu nicht. Ich frage Sie als Mensch, weil mich Ihr Fall menschlich interessiert. Warum sind Sie eigentlich Ihrem Sohne oder dem, den Sie bis dahin für Ihren Sohn hielten, nicht — nachgesprungen? Hängen Sie denn noch am Leben?“

„Nein,“ sagte Fabian. „Aber das Wasser ist heilig.“

„Heilig? Das Wasser?“

„So ein Strom,“ sagte Fabian, „der immer und immer im selben Gleise zieht, wer weiß, wie lang! Sieht immer gleich aus, daß man meint, es ist immer das nämliche Wasser, und ist doch immer ein anderes. So ein Wasser ist heilig.“

„Sm,“ machte der Richter. „Ich verstehe nicht recht, wie Sie es meinen.“

„Die Anna,“ sagte Fabian, „die war gut, die hat ins Wasser gehört und ihr Bub dazu, sie hat ihn gern gehabt wie ein eigen Kind, auch wenn es vielleicht gar nicht ihr Bub gewesen ist. Die zwei gehören zueinander, es paßt sich gut so, es hat einen Schan (eine Art).“

„Und für Sie, meinen Sie —?“

„Für mich paßt das Wasser nicht, jetzt noch nicht! Es muß auch eine irdische Gerechtigkeit sein, die will es anders, und die muß erst ihr Werk tun. Denn das Wasser ist heilig, und drüben, weit fort, da wird es ganz groß und ganz still. Dort hat es die Anna hingeschwemmt. Da hat sie Ruh! . . . Das muß man aber — wenn einer nicht wie die Anna ist — sich erst verdienen!“

Er lächelte und sah ins Blaue.

„Sie sind mir nicht böse,“ sagte der Richter, ihm leutselig auf die Schulter klopfend, „wenn ich die Untersuchungshaft über Sie verhängen muß?“

„Deswegen bin ich ja da,“ sagte Fabian.

Und während er abgeführt wurde, wendete der Richter, seinen Ueberzieher und seinen Hut vom Haken langend, sich an den jüngeren Beamten: „Nehmen Sie das letzte da, vom heiligen Wasser usw. auch noch ins Protokoll auf. Vielleicht, daß es dem armen Teufel wenigstens zu einer Untersuchung des Geisteszustandes verhilft.“ —

## Die Zwergfledermaus und ihre einheimischen Verwandten.

Von H. W. Bohm.

(Schluß.)

Die Jungen sind trotz des plumpen Kopfes anmutige Tierchen, die sich an der Mutterbrust festhaugen und bei den Flügen der alten Fledermaus mit umhergetragen werden. Während ihrer Embryonalzeit haben sie besonders im Bau der Gliedmaßen und des Schultergürtels eine auffallende Ähnlichkeit mit einem mensch-

lichen Embryo, doch ist es vollkommen verfehlt, deshalb gleich an eine engere Stammesverwandtschaft zu denken. Etwa zwei Monate nach ihrer Geburt flattern sie selbständig frei umher, doch vorerst etwas unsicher in meist geradem und schwirrendem Fluge. Auch weichen sie Hindernissen noch nicht so geschickt aus wie im späteren Alter. Mir selbst prallte im vorletzten Sommer eine junge Fledermaus derart ins Gesicht, daß mein Augenglas zu Boden fiel.

Wie unsere übrigen einheimischen Flattertiere, ist die Zwergfledermaus, mit Ausnahme des hohen Nordens, nicht bloß in ganz Europa verbreitet, sondern sie findet sich auch in ausgedehnten außereuropäischen Länderstrecken.

Weit größer und kräftiger gebaut als die Zwergfledermaus ist unsere frühfliegende Fledermaus. Vor allen deutschen Arten zeichnet sie sich durch Gewandtheit und Schnelligkeit im Fluge aus. Schon während noch die Abendröte den Himmel färbt, unternimmt sie ihren oft turmhohen und in raschen, kühnen Wendungen kreisenden Flug, bei dem sie bald in wunderbar geschlungenen Linien eine Baumkrone umzieht, ebenso schnell aber jäh in die Tiefe abstürzt oder schwalbenartig über eine Wasserfläche jagt. Die starken, muskelkräftigen Oberarme, die schmalen, zugespitzten Flughäute, die beim Fluge bis zu 38 Zentimetern klaffern, lassen diese besondere Fluggewandtheit zu. Der Körper des Tierchens ist gleichmäßig hübsch rötlich-braun gefärbt und stricht etwas sonnenhaft gegen die dunkelschwarzbraunen dickhäutigen Ohren und Flughäute ab.

Die frühfliegende Fledermaus ist nicht überall verbreitet, zumal sie das Flachland liebt und gebirgige Gegenden meidet. Zu ihrem täglichen Aufenthalt wählt sie mit besonderer Vorliebe hohle Bäume, und den Eingang zu ihrem Versteck erkennt man an einer eigentümlich riechenden, glatten und festen Stelle. Der Winterschlaf, den sie schon früh im Herbst beginnt, dauert bis spät in das Frühjahr hinein. Meist wird zu Hunderten gesellig überwintert, und zu diesem Zweck eignen sich dann besonders alte, verlassene Gebäude, vom Menschen nicht betretene Kirchenböden usw. Während der Ruhe hängen die Tiere ganz eng und dachziegelartig übereinander, was einen eigentümlichen Eindruck macht.

Als letzte Art unserer Abendflatterer sei die Nordische oder Wandersfledermaus genannt. Ein zart goldener Schimmer, der über die lichtbraungelben Spitzen der Rückenhaare flimmert, kennzeichnet sie unter allen übrigen einheimischen Arten. Sie ist mehr ein Tier des Nordens, bevorzugt ganz besonders recht gebirgige Gegenden und fehlt aus diesem Grunde auch ausgedehnten Länderstrecken Deutschlands. Die südlichste Verbreitungsgrenze in unserem Vaterlande soll Oberbayern sein, ferner ist sie vielfach in den Schluchten unseres Harzgebirges verbreitet.

Als ein Flattertier von fast doppelter Größe der Zwergfledermaus, überhaupt das größte unter allen einheimischen Arten, mit langge- spitzter Schnauze, halbmondförmig geöffneten Nasenlöchern, eröffnet die gemeine Fledermaus die Sippe der Nachtschwärmer. Ihre Hauptkennzeichen sind: ein unbeholfener, geradliniger, frähenartiger Flug, ein Flattern erst nach eingetretener Dämmerung, eine äußerste Gefräßigkeit und unflätige Zanksucht allen Artgenossen gegenüber. Man findet sie ebenso häufig wie die Zwergfledermaus, wo nur die Dertlichkeit einigermaßen geeignet erscheint; ihre Flugzeit währt von Anfang März bis in den Oktober hinein.

Bedeutend kleiner als die gemeine Fledermaus ist die Wasserfledermaus. Von den übrigen Flattertieren unterscheidet sie sich durch verhältnismäßig kurze Ohren mit länglich schmalen Deckel und das Fehlen des Sporenlappens. Ihre Aufenthaltsorte sind feuchte Gegenden, wo-

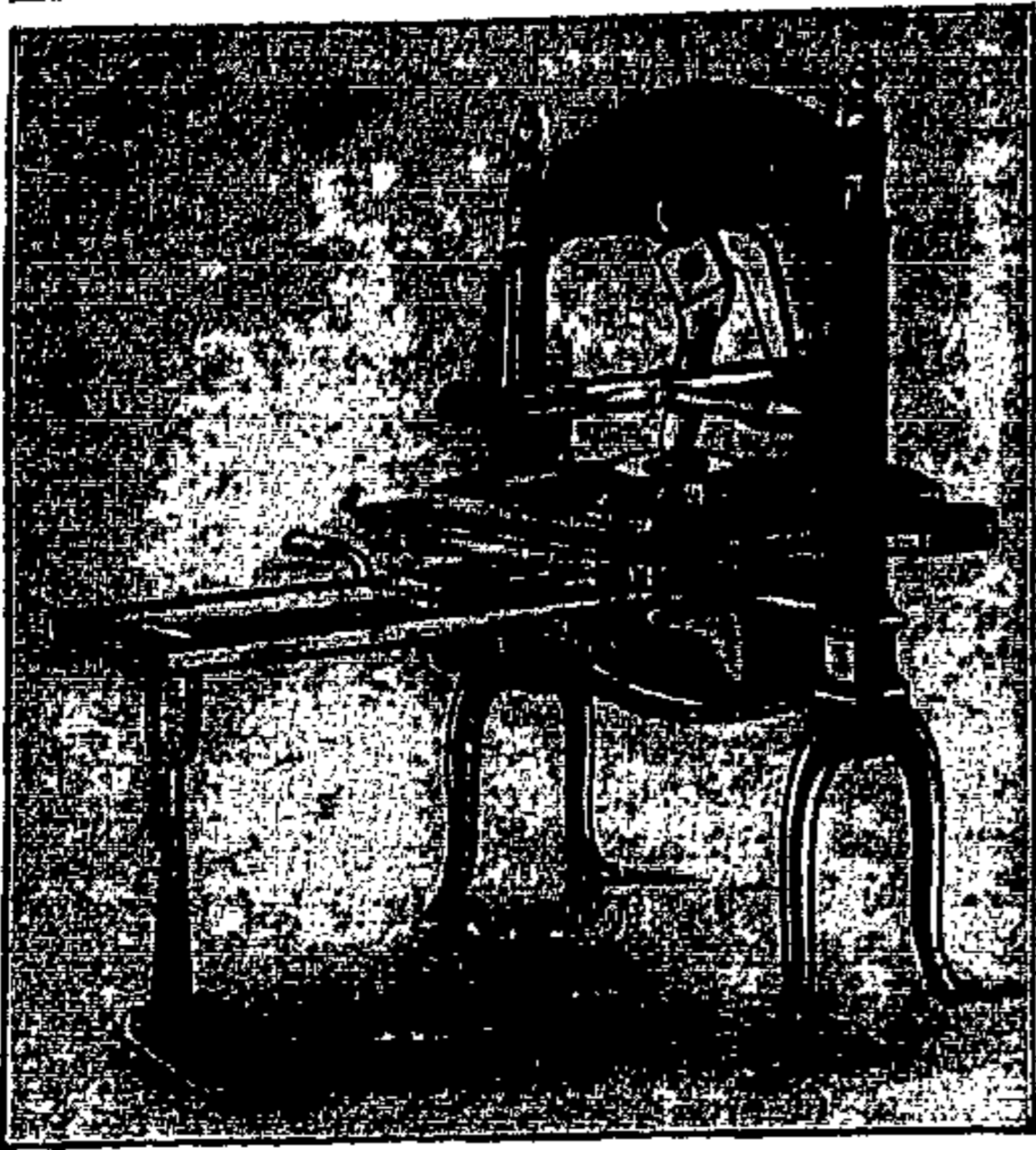
selbst sie bisweilen in außerordentlich reicher Anzahl auftritt. So habe ich sie zu Hunderten über die blauen Wasser unserer märkischen Seen flattern sehen, oft so dicht über der Oberfläche, daß man ein kleines Angstgefühl nicht los wurde, sie könnten in der Tiefe des Wassers verschwinden. In ziemlich gewandtem Fluge werden Brücken und Stege durchflogen, zuweilen auch eine buschige Kiefernkrone am schilfumkränzten Gestade. In besonders wasserreichen Gegenden scheint die Wasserfledermaus überall gesellig vorzukommen, doch wo Wasser mangelt, wird man sie nur vereinzelt antreffen.

Mit wenigen Worten läßt sich die Sippe der Ohrenfledermäuse rein äußerlich beschreiben, denn das in seinen Tiefen noch immer geheimnisvolle Gesetz der Entwicklung hat hier etwas ganz „Apartes“ geschaffen, daß ein Verwechseln mit Artgenossen von vornherein ganz ausgeschlossen ist. Ohren, die fast gerade so groß wie der gesamte Körper überhaupt sind, die aber auch wieder ihren Zweck haben, einmal zum äußerst feinen Hören, das andere Mal zum zarten Fühlen und Tasten, wenigstens mit ihren Ohrdeckeln. Der bekannteste Vertreter dieser Sippe ist unsere langohrige Fledermaus oder das Langohr. Ein drolliges, gutmütiges Tierchen, das besonders im mittleren Deutschland verbreitet ist, dagegen in Süddeutschland viel seltener angetroffen wird. Meist in schon vorgeklärter Dämmerung huscht es mit etwas gemächlichem Flattern über Waldwege, Alleen und Obstgärten dahin, in nicht allzu großer Höhe und keiner großen Entfernung von menschlichen Ansiedelungen.

Ein naher Verwandter ist die Mopsfledermaus. In ihrer ganzen Lebensweise hat sie viel mit dem Langohr gemein, nur währt ihr Winterschlaf viel kürzer. Ihr heimatliches Verbreitungsgebiet erstreckt sich im wesentlichen auf unsere deutschen Mittelgebirge. Ihren Namen trägt sie infolge des mopsartigen Gesichtsausdruckes, der sie fast zu einer zweiten, besonderen Fledermausfamilie hinführt, die man als Blattnasen bezeichnet, im Gegensatz zu den Blattnasen, zu denen alle bis jetzt angeführten Tierchen gehörten.

Während wir nun bei den Blattnasen eine immerhin gewohnheitsübliche Nase fanden, hat sich hier der tiefere Werdegang alles Organischen wieder einmal etwas ganz Außergewöhnliches erlaubt, und zwar hatte er es dabei speziell auf die Nase abgesehen, denn diese erhielt sonderbar häutige Ansätze, deren biologischer Wert wahrscheinlich in einer Verfeinerung des Tastsinnes besteht. In Deutschland kommen nur zwei Arten vor, die große und die kleine Suseisennase; die letztere stellt bis auf wenige Unterschiede eigentlich bloß ein Miniaturstück der ersteren dar. Das Hauptverbreitungsgebiet der Blattnasen sind wilde Urwaldbestände und zephyrumkoste Palmenhaine der Tropen.

Unsere Suseisennasen treten nur sehr vereinzelt, in manchen Gegenden überhaupt nicht oder äußerst selten auf. Ihr Flug ist etwas schwerfällig und ziemlich niedrig über dem Erdboden. Die kleine Suseisennase, der ich mehrfach im rheinischen Schiefergebirge begegnet bin, ist ein zierliches Tierchen, das auch in der Ruhelage mit dem Köpfchen bald nach rechts oder nach links sichtet, und einer drohenden Gefahr in der Regel noch rechtzeitig aus dem Wege geht. Uebertwintern mehrere Suseisennasen, so hängen sie sich so auf, daß sie sich gegenseitig nicht berühren. Eine vollkommene Ruhe bewahren sie aber auch während des Winterschlafes nicht. Bald schwirren sie in den Räumlichkeiten ihrer Verstecke umher oder putzen sich unaufhörlich. Die nördliche Verbreitungszone der kleinen Art reicht bis hinauf zu den Gestaden der Ost- und Nordsee, während die größere wohl kaum über den 52. Grad n. Br. hinaus angetroffen werden dürfte. —



Handdruckpresse neuerer Bauart.

## 100 Jahre Buchdruck-Schnellpresse.

Von Eduard Kühnalt.

In früherer Zeit und selbst noch vor hundert Jahren behielten sich die Buchdruckereien zur Erzeugung ihrer Produkte mit recht kümmerlichen Werkzeugen, wenn man die heutige vollendete Technik im Druckmaschinenwesen dagegen hält. Jahrhunderte hindurch wurde durchweg auf alten Holzpressen gedruckt, die den Bedürfnissen jener Zeiten wohl genügt haben mögen. Die einzige Verbesserung bestand dann darin, diese Handdruckpressen teilweise und später ganz aus Eisen zu bauen, womit sich eine größere Druckkraft anwenden ließ und demnach auch größere Flächen auf einmal zum Druck gebracht werden konnten. Diese Verbesserung bedeutete einen kleinen Fortschritt, aber wenn wir diese eiserne Handdruckpresse im Bilde betrachten, so will es uns gar nicht so recht in den Sinn, daß damit der Bedarf an Druckschriften wirklich zu decken war. Die Anforderungen in dieser Beziehung scheinen recht bescheiden gewesen zu sein. Durch die noch zu Beginn des vorigen Jahrhunderts anzutreffenden, nach unseren heutigen Begriffen gänzlich unzureichenden Produktionsmittel im Buchdruckgewerbe vermochte sich das Zeitungsgeschäft — auch gehindert durch die Zensur — nur schwer auszubreiten, das gleiche gilt vom Buchhandel, und es konnte somit von einer der Allgemeinheit nützlichen billigen Lektüre nicht im entferntesten die Rede sein. Bücher an und für sich waren zu jener Zeit und noch viel später ein Privilegium der Wohlhabenden, woraus sich die geistige Rückständigkeit einer vergangenen Zeit hinreichend erklärt.

Mit diesen in gewissem Sinne idyllischen Zuständen hat die Erfindung der Druckmaschine durch Friedrich König, welcher 1774 in Eisleben geboren war, allmählich aufgeräumt. Die damit beginnende vermehrte Vervielfältigung des

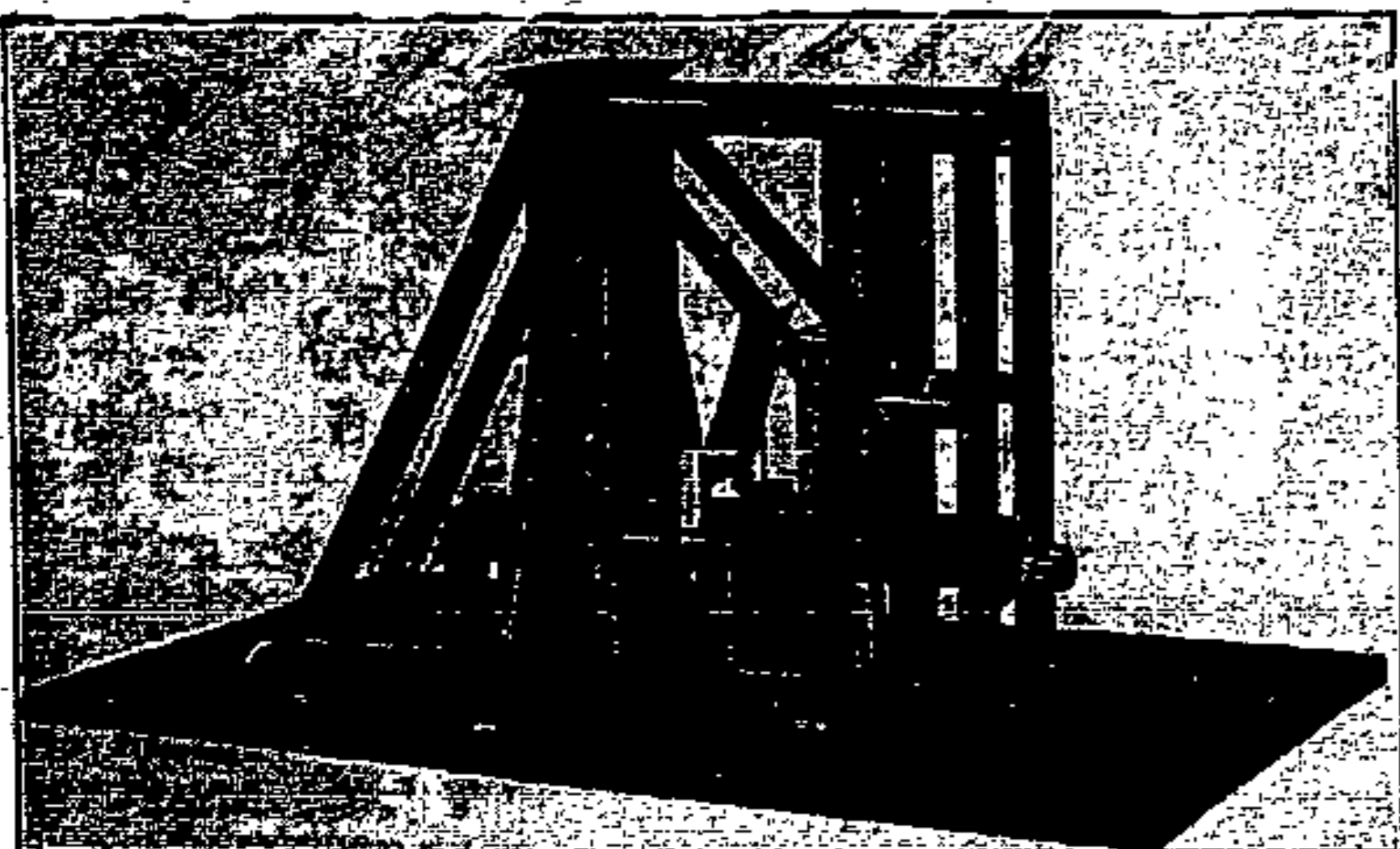
Druckes wurde mehr und mehr zur gefährdeten Waffe des Geistes; daraus entstand dann die Macht der öffentlichen Meinung, welche in der Hauptsache durch das gedruckte Wort repräsentiert wird. So erscheint uns nun die Tagespresse aller Länder als jene Großmacht, welcher es in erster Linie vorbehalten bleiben muß, die gegenseitigen Beziehungen weiter Volkstreu nicht nur zu vermitteln, sondern im Allgemeininteresse zu hegen und zu pflegen. Allerdings kann auch der Fall eintreten, wo die natürlichen Beziehungen der Völker zueinander, beispielsweise infolge politischer Konflikte, je nach dem Tone der offiziellen Presse, etwelche Verschärfungen erfahren. Schon nach diesen Möglichkeiten ist der Presse im allgemeinen, dem vorzüglichsten Mittel der Volksaufklärung, die weiteste Verbreitung zu wünschen, damit die politische Reife aller dabei Interessierten noch mehr als bisher zum Durchbruch kommt. Angesichts dieser günstigen Perspektive, welche mit als Folge der ständig verbesserten Druckmaschinen aufzufassen ist, soll dem Werdegang der letzteren in kurzen Zügen nähergetreten werden.

Die (abgebildete) Handdruckpresse wurde durch die mechanische Druckmaschine keineswegs verdrängt, sondern hat neben dieser noch viele Jahrzehnte hindurch ihre Tätigkeit entfaltet; sie wird heute meistens zur Anfertigung von Korrekturabzügen benutzt. Solche Probeabzüge gehen vor der Drucklegung der betreffenden Arbeit an den Besteller, damit etwaige Monitas noch Berücksichtigung finden können. Die Handpressen, wie man sie kurzweg nennt, können bei Bewältigung größerer Druckauflagen gar nicht mehr in Frage kommen, weil der Druckprozeß, das ganze Arbeiten an der Handpresse, ein zu umständlicher ist; denn bei jedem einzelnen Abdruck müssen folgende Vorrichtungen vorgenommen werden: 1. Einfärben der Druckform mittels einer Handwalze; 2. Auflegen des Bogens auf den Deckel; 3. Schließen des den Bogen festhaltenden Rähmchens; 4. Zuklappen des Deckels; 5. Einfahren der Form unter den Ziegel (in dieser Stellung ist die Presse hier abgebildet); 6. Herüberziehen des Druckhebels; 7. Zurücktauchen dieses Hebels, wie dieser in der Druckerprache benannt wird; 8. Ausfahren des Fundaments; 9. Öffnen des Deckels; 10. Emporheben des Rähmchens; 11. Abnehmen des Bogens. Das sind die regelmäßig wiederkehrenden Funktionen bei jedem Abdruck. Infolgedessen können in der Stunde kaum mehr als 60 Abdrücke erzielt werden. Bei doppelter Besetzung in der Bedienung der Handpresse kann die Zahl der Drucke stündlich auf 100 steigen. Bei kleinen Auflagen, besonders Plakaten, leistet die Handpresse noch immer gute Dienste, aber der Abstand gegenüber der stündlichen Leistungsfähigkeit der Buchdruckmaschine ist ja ein derartig großer, daß nur noch der rein mechanische Druckprozeß in Frage kommen kann.

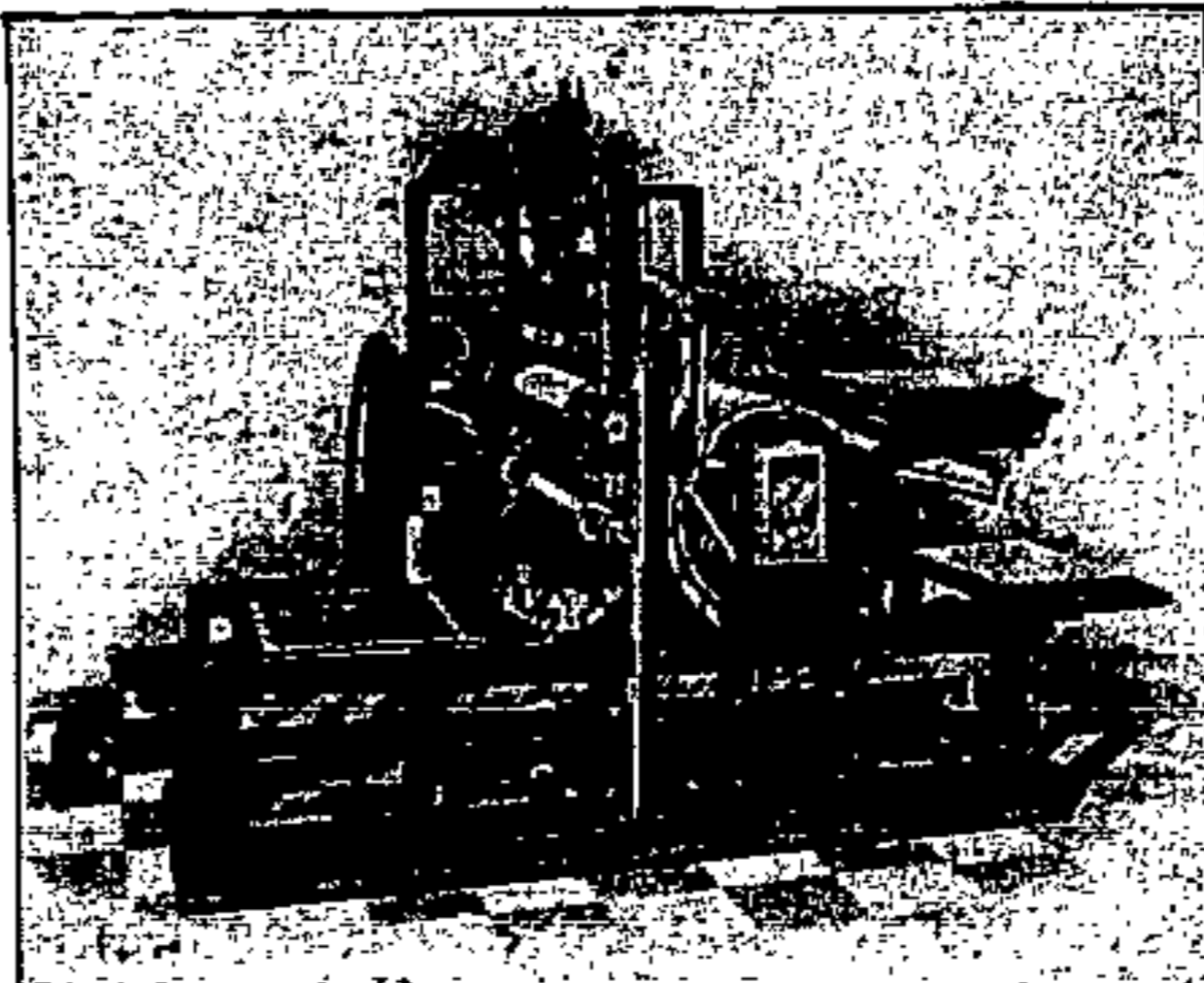
Friedrich König, der Erfinder der Schnellpresse, lernte in dem Leipziger Druckhaus von Breitkopf u. Härtel von 1790 bis

1794 als Setzer und Drucker; auf Grund dieser praktischen Tätigkeit als Buchdrucker wird er ganz zweifellos die oben geschilderte Unzulänglichkeit des Druckverfahrens an der Handpresse kennen gelernt haben, was zu seinen Erfinderplänen den ersten Anstoß gegeben haben mag. Schon in den Jahren 1802 und 1803 sehen wir ihn in Suhl, einem durch seine Eisenindustrie berühmten Thüringer Ort, an dem Problem einer Druckmaschine arbeiten, welche in einer unserer Abbildungen festgehalten wurde. Ein primitiver Holzbau hatte die verschiedenen Teile der vorher behandelten Handpresse in sich aufgenommen und es war daraus eine rein mechanische Maschine entstanden, soweit das Auftragen der Farbe und der Abdruck selbst in Frage kamen. Aber König mußte sich bald überzeugen, daß zum erfolgreichen Bau derart verwickelter Maschinen die damaligen deutschen Werkzeuge nicht ausreichten, und so wandte er sich 1806 nach England, dem schon damals klassischen Lande des Maschinenbaues, nachdem mancherlei Versuche um Unterstützung zu seiner Erfindung bei den verschiedenen Regierungen des Kontinents fehlgeschlagen waren. Friedrich König arbeitete in London zuerst in einer Buchdruckerei, um seinen Lebensunterhalt zu verdienen. Aber alsbald lernte er dort den reichen Buchdrucker Bensley kennen und in diesem fand er den materiellen Förderer seiner Erfinderpläne, so daß schon am 29. März 1810 das Patent auf seine erste Druckmaschine genommen werden konnte; es war die (abgebildete) Sühler Presse, die infolge der englischen Maschinenbaukunst ganz wesentlich verbessert und ganz aus Eisen gebaut worden war und 1811 in praktische Tätigkeit trat, indem sie den Bogen H des Annual Register für 1810 druckte; es war der erste Teil eines Buches, der je mit einer Maschine hergestellt worden ist.

Von umwälzender Bedeutung wurde aber die von König im Dezember 1812 vollendete erste Zylinder Schnellpresse; sie leitete geradezu eine neue Epoche ein, denn mit ihr wurde das Drucken der Schriftformen auf eine ganz andere Grundlage gerückt. Diese Schnellpresse ist denn auch der Ausgangspunkt gewesen, auf den die Schaffung aller der heute gebrauchten großartigen Druckapparate zurückgeführt werden kann. Eine der Abbildungen dürfte diesen Umfassung ohne weiteres in Erscheinung treten lassen, wenn man sich die Wirkungsart dieser Maschine ein wenig vergegenwärtigt. Der im Lagern ruhende und rechts sichtbare Druckzylinder rollt sich mit der vorn angebrachten hin und her gehenden Druckplatte, auf welche die Schriftform zu liegen kommt, regelmäßig ab, es muß dadurch die Produktion eine weit schnellere sein, als sie mit der mechanischen Handpresse erreicht werden konnte. Die am hinteren Teil der Maschine sichtbaren beiden Papierstapel sind so zu verstehen, daß nach jedem Abdruck ein neuer Bogen auf den Zylinder gelegt werden muß, während der bedruckte abgenommen und auf den unteren Stapel gelegt wird. Bei zweiseitigem Druck geht jeder Bogen zwei



Erste mechanische Druckmaschine (1810).



Erste Zylinderschnellpresse (1812).



Verbesserte Schnellpresse (1860).

mal durch die Maschine. Diese erste Zylinder-schnellpresse befindet sich in genauester Rekonstruktion im deutschen Museum in München.

Im Dezember 1812 trat dieses fein ausgeklügelte Druckwerk, welches in der Folgezeit „Schnellpresse“ getauft wurde, in der Offizin von Bensley in London erstmalig in Tätigkeit. Als nun dem zur Besichtigung anwesenden Besitzer der „Times“, John Walter, an der Hand der Probedrucke die Arbeitsweise einer Doppelmaschine mit zwei Druckzylindern seitens des Erfinders erklärt worden war, bestellte er sofort zwei solcher Maschinen, auf denen dann am 29. November 1814 das führende englische Blatt zum ersten Male gedruckt wurde. Gleich allen übrigen Druckereien hatte sich auch die „Times“ bis dahin mit Handpressen beholfen und um den Druck der Zeitung zu beschleunigen, wurde diese zweimal gesetzt; denn das Abformen der Schrift zur Herstellung beliebig vieler Platten war noch nicht erfunden. Es muß ein Tag hohen Triumphes für den deutschen Erfinder gewesen sein, als er das Resultat seines langjährigen Strebens, für das sein Vaterland so wenig Verständnis bekundete, weil das Bedürfnis dazu mangelte, in den Spalten des englischen Hauptorgans verherrlicht sah. Wohl in ganz anderer Richtung mögen sich die Gefühle der bisherigen „Times“-Drucker bewegt haben, als ihnen der Besitzer am Morgen bedeutete, die Zeitung sei bereits gedruckt und sie könnten nun nach Hause gehen. Man hatte diese Ahnungslosen noch am Abend vorher über ihr Schicksal im unklaren gelassen und nur gebeten, mit dem Einheben der Druckformen zu warten wegen noch eintreffender „wichtiger Nachrichten vom Kontinent“. Währenddem entwickelten die bereits mit Dampf betriebenen zwei Doppelmaschinen in einem Nebengebäude ihre streng geheimehaltene Tätigkeit; sie lieferten die ersten gelungenen Proben der mechanischen Zeitungsherstellung, welche wir noch weiter verfolgen werden.

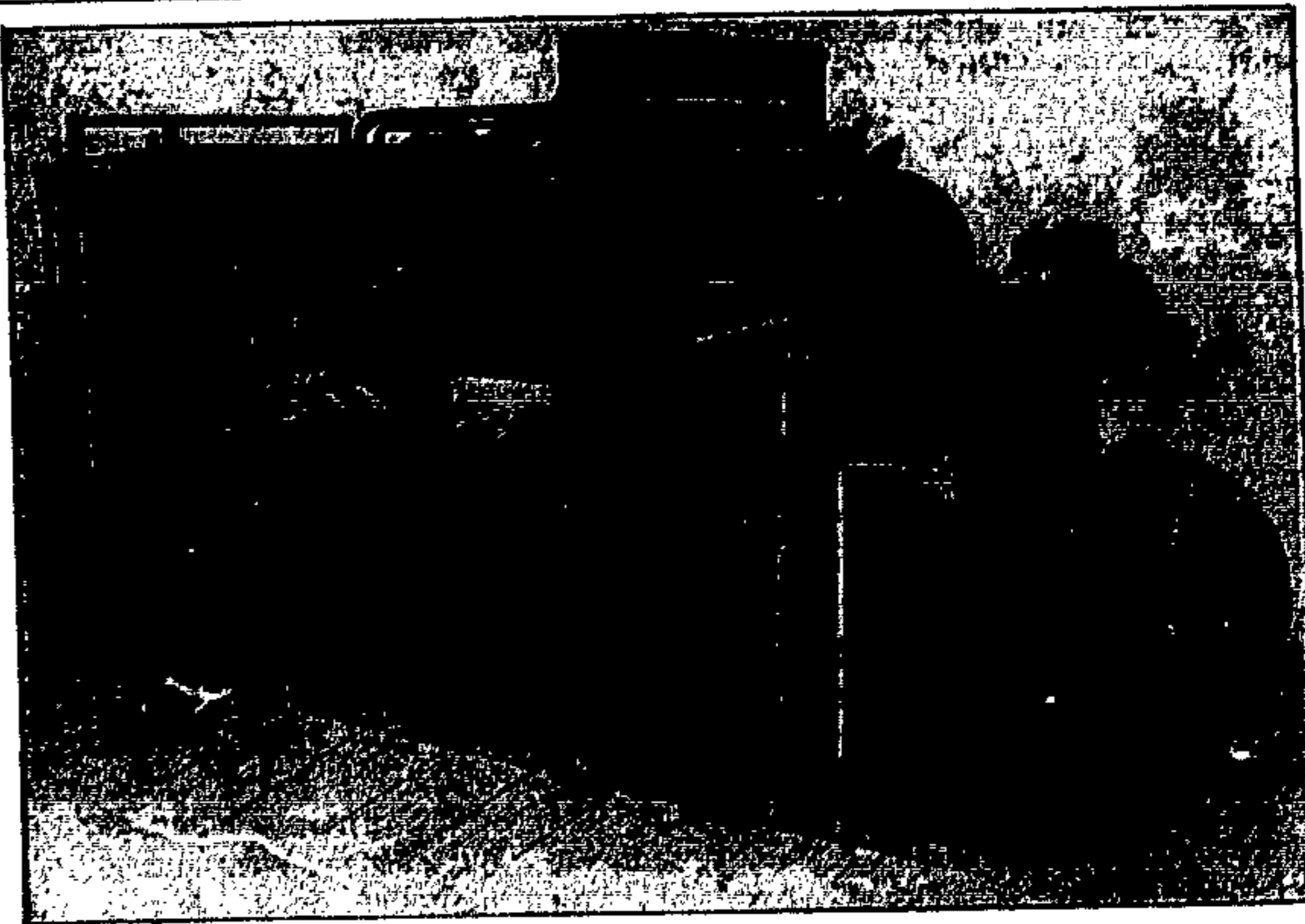
Von diesem bedeutungsvollen Zeitpunkte an begann sich der Eigennutz des hauptsächlichsten Geldgebers für die Ausbeutung der Erfindung der Schnellpresse zu regen und Bensley suchte sich Friedrich Königs als eines nun lästigen Teilhabers zu entledigen, was für letzteren hinreichende Veranlassung gewesen sein muß, den englischen Boden zu verlassen, um den Bau von Buchdruckmaschinen fortan in Deutschland zu betreiben. Es entstand sonach 1817 die noch heute existierende Firma König u. Bauer in Oberzell-Würzburg. Der Teilhaber Andreas Bauer, von Beruf Mechaniker und aus Stuttgart gebürtig, war mit König schon seit 1807 in London geschäftlich verbunden; dieser Praktiker scheint den Königlichen Plänen zweifellos erst die richtige Form und Gestalt gegeben zu haben.

Zu damaliger Zeit druckte man in Deutschland die wenigen Zeitungen und Bücher noch auf alten Holzpressen und es war sonach für Schnelldruckmaschinen ein recht schwieriges Ter-

rain vorhanden. Die Nr. 11 der „Saude- und Spener'schen Zeitung“ in Berlin vom 25. Januar 1823 ist die erste Zeitung des Kontinents, welche auf einer Schnellpresse gedruckt worden ist. Eine lange Reihe von Jahren liegt seit dem ersten Erscheinen der Schnellpressen in Deutschland hinter uns und es kann gesagt werden: auch die bald folgenden Revolutionsjahre von 1848—1849 wirkten befruchtend auf

die Entwicklung der Buchdruckerkunst und das Zeitungswesen, wovon ja in erster Linie die weitere Entfaltung und Ausgestaltung der Druckmaschinen beeinflusst werden mußten. Aber immerhin läßt sich ein nur langsames Fortschreiten auf diesem Gebiete verfolgen, bis vor etwa fünfzig Jahren auch die schöngeistige Literatur vermehrten Aufschwung nahm und so die Unterlagen für Verbesserung und Vervollkommnung der Druckmaschinen ganz von selbst entstanden. Eine unserer Abbildungen zeigt eine verbesserte Schnellpresse aus dem Jahre 1860, zu welchem Zeitpunkte die Anforderungen an den Werk- und Illustrationsdruck bereits im Wachsen begriffen waren. Das Zeitungswesen lag damals noch sehr darnieder, es bekam aber durch den Krieg von 1870—71 einen ganz natürlichen Aufschwung. Das führte zum Import ausländischer Zeitungsdruckmaschinen, wovon ein anderes Bild eine deutsche Abformung zeigt. Diese Maschinengattung wurde schon in den 60er Jahren des vorigen Jahrhunderts in London zum Druck der „Times“ verwendet, und wie der Augenschein zeigt, wird hier nicht mehr jeder Bogen einzeln zum Druck gebracht, sondern der für eine achtfertige Zeitung erforderliche Papierstrang wickelt sich von der rechts sichtbaren Papierrolle ab, er wird vorher durch Entwicklung von Dampf geseuchtet, damit das Papier die Farbe besser annimmt, alsdann zweiseitig bedruckt, dann geschnitten und endlich durch Wänder auf Tische abgelegt, wie auf der linken Seite der Abbildung ersichtlich ist. Das waren so die Erfindungskonstruktionen, die später durch den Einbau von Falzapparaten vervollständigt worden sind; somit wurde im Zeitungsbetriebe auch die Falzerei übrig, weil diese Arbeit von der Maschine übernommen wurde.

Bevor wir noch jene Entwicklungsepoche in das Bereich unserer nur in kurzen Umrissen möglichen Betrachtungen ziehen, die den Höhe-

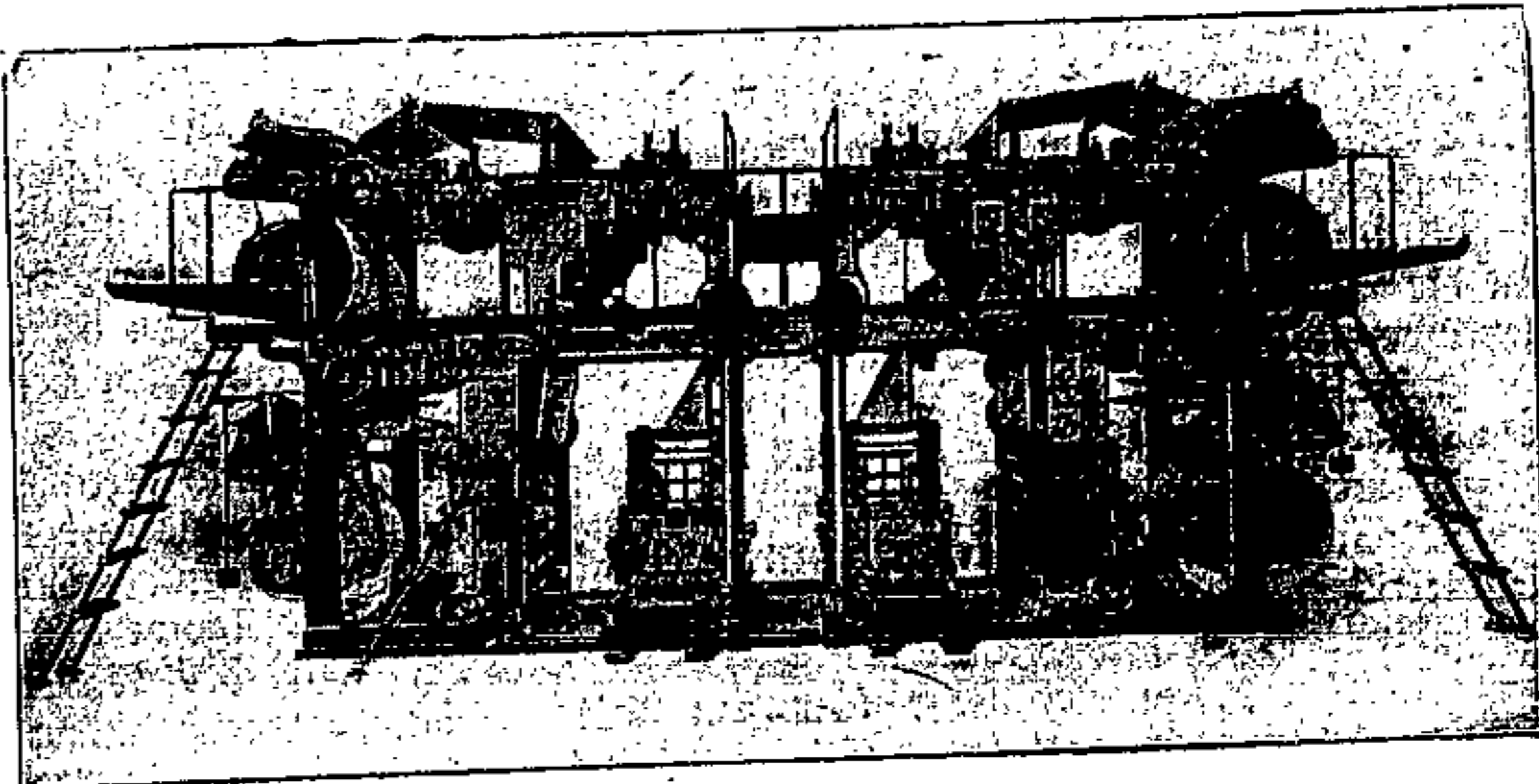


Erste deutsche Rotationsdruckmaschine für 8seitige Zeitungen (1873).

punkt des Druckmaschinewesens deutlich erkennen läßt, dürfte ein Blick auf die Entwicklung der sozialistischen Presse nicht uninteressant erscheinen. Als der Verfasser im Anfange der 70er Jahre des vorigen Jahrhunderts in einer kleinen Stadt unweit Leipzigs tagtäglich den „Volksstaat“ von der Post holte, da vermochte er kaum davon zu träumen, daß sich diese damals recht unscheinbare Presse dereinst zu einer ansehnlichen Macht innerhalb des ganzen Landes entwickeln würde, und es berührt recht angenehm, besonders in der jetzigen Zeit vor Weihnachten, ziemlich dicke Annoncenbücher in der Hand halten zu können, die mit dem früheren Hauptorgan vor 40 Jahren mit seinen paar Versammlungsanzeigen als Inserateneinnahme so ganz und gar kontrastieren. Wie primitiv erschien das damalige Maschinenmaterial, aber es reichte hin für die wenigen tausend Abonnenten. Welche Maschinenkolosse zeigen da die heutigen Parteibetriebe! Und das trotz jenes denkwürdigen Stillstandes, welchen das Ausnahmegesetz über die damaligen Parteidruckereien verhängte; denn es ist unleugbar, daß unter den unzähligen polizeilichen Schikanen in jener Zeit kein Parteibetrieb regelrecht funktionieren konnte. Und welchen Umfang hatten die einstigen Parteigeschäfte? So besaß das „Hamburg-Altonaer Volksblatt“ im Jahre 1876 neben den zur Zeitung unbedingt nötigen Schriften nur eine Schnellpresse, eine Handpresse und eine Schneidemaschine. Als dann im Jahre 1881 die nachfolgende „Gerichts-Zeitung“ dem Verbot verfiel, da schrumpfte der Hamburger Parteibetrieb auf ganze fünf Personen zusammen! Aus dieser unerschuldeten Tiefe ist es aber allmählich wieder emporgestiegen zu jener imposanten Höhe, welche in den Kreisen der Partei schon längst aufrichtige Bewunderung gefunden hat. Im Jahre 1890 wurde das „Hamburger Echo“ bei schon 20 000 Abonnenten



Mechanische Schnelldruckmaschine (1912).



64seitige Rotationsdruckmaschine.

immer noch auf einfachen Schnellpressen gedruckt, weil die Mittel zur Anschaffung einer Rotationsmaschine mangelten. Aber heute erscheint dieses Organ in einer täglichen Auflage von 70 000 Exemplaren und seine Herstellung findet auf den ausserlesensten Zeitungsmaschinen der Gegenwart statt. Das ist der Umschwung von einst zu jetzt.

Nach dieser kleinen Abschweifung wollen wir das eigentliche Thema noch ein wenig festhalten. Die gegen früher wesentlich vermehrte bildliche Darstellung in den verschiedensten Druckschriften und die Ausbreitung der photomechanischen Reproduktion, wodurch die naturgetreue Wiedergabe irgendeines Gegenstandes in schwarzem oder mehrfarbigem Druck ermöglicht wurde, forderten ganz von selbst den Bau von verbesserten Druckmaschinen, welche in unseren Abbildungen dargestellt sind. Vergleicht man eine dieser Maschinen mit der ersten Zylinder Schnellpresse, so hat der hundertjährige Zeitraum zwar keineswegs vermocht, im Äußeren der Maschine umwälzend zu wirken, aber der ganze Bau wurde mehr modernisiert und die einzelnen Teile einer schnelleren Produktion dienstbar gemacht. Die Prinzipien zwischen diesen beiden Maschinen sind fast die gleichen, nur garantieren die verbesserten Antriebsformen eine geschwindere Umdrehung der einzelnen Mechanismen, wozu der elektrische Einzelbetrieb ganz wesentlich beiträgt. Durch die verbesserte Färberei wird die Druckqualität eine höhere und die Güte des auf Flachformmaschinen hergestellten Ein- und Mehrfarbendruckes bleibt vorläufig noch unbestritten. In einem anderen Bilde haben wir es mit einer weiteren Vervollkommnung zu tun, welche zwar amerikanischen Ursprungs ist, aber seit längerer Zeit auch in Deutschland gebaut wird und vermehrte Einführung findet, wo es sich darum handelt, die einfache Maschine an Geschwindigkeit noch zu übertreffen. Dazu dient in erster Linie die Einrichtung der selbsttätigen Wogenzuführung, welche am rechten Ende der Abbildung in Form eines großen Papierstapels wahrzunehmen ist. Diese Maschine stellt den jetzigen Höhepunkt des flachen Buchdrucks dar; denn es betätigt sich an ihr keine menschliche Hand während des Ganges, alles vollzieht sich hier automatisch. Vor vierzig Jahren und noch viel später entwickelte sich der Druck irgendeiner Arbeit weit primitiver. Damals wurden die „Schnellpressen“ noch vielfach mit der Hand in Bewegung gesetzt, sodann legte eine Person den unbedruckten Bogen an den Zylinder und eine andere nahm ihn nach der Beendigung des Druckes fort, just wie es an der ersten Druck-

maschine auch schon war. Mit dieser Arbeitsweise verträgt sich aber die moderne Zeit nicht mehr, dazu sind die zu druckenden Mengen zu umfangreich geworden, und das ist der Grund, weshalb auch die zuletzt gewürdigten Maschinen für gewisse Fälle nicht mehr ausreichen. Davon liefert ein greifbares Beispiel „Die Neue Welt“. Da diese Zeitschrift als Beilage dient und Woche für Woche in vielen Hunderttausenden von Exemplaren zu drucken ist, so kann hierzu selbst eine Schnelldruckmaschine gar nicht mehr in Betracht kommen, dieselbe würde diesen wöchentlichen Druckauftrag nicht entfernt zu bewältigen vermögen. Diese Arbeit ist der Rotationsdruckmaschine vorbehalten. Unsere Abbildung zeigt eine Zeitungsmaschine alten Schlages, mithin muß die Druckmaschine für „Die Neue Welt“ von weit besserer Konstruktion sein; denn es sollen die darin enthaltenen Abbildungen die Leser zufriedenstellen. Könnte man diese Bilder auf den gekennzeichneten Flachdruckmaschinen herstellen, so würden sie sich wesentlich schärfer und reiner ausdrücken. Die Menge der Produktion verweist den Druck aber an die Rotationsmaschine, welche von runden Platten druckt und zwei Exemplare auf einmal herstellt, und zwar bei einer Geschwindigkeit, mit welcher keine Flachdruck Schnellpresse zu konkurrieren vermag; dafür ist aber die für den Druck der „Neuen Welt“ in Betracht kommende Illustrations-Rotationsmaschine in der Anschaffung erheblich teurer. Außer dem Werk- und Illustrationsdruck produziert die ständig verbesserte Rotationsmaschine auch den Mehrfarbendruck und sie wird mehr und mehr für alle nur denkbaren Zwecke gebaut, weil alles auf Massendruck hinarbeitet.

Doch noch weit umfangreicher und interessanter hat sich der großstädtische Zeitungsdruck entwickelt. Ein typisches Bild hierzu liefert der „Vorwärts“; das eine unserer Bilder läßt ungefähr erkennen, in welcher ingeniosen Form er die Maschinen zum Druck seiner hohen Auflagen benötigt. Die erste deutsche Rotationsdruckmaschine war mit einer einfachbreiten Papierrolle ausgestattet und für achtseitige Zeitungen gebaut, dagegen druckt die „Vorwärts“-maschine mit vier doppeltbreiten Papierrollen 64seitige Zeitungen, und zwar in einer Schnelligkeit von 10 000 pro Stunde. Da nun der „Vorwärts“ niemals einen Umfang von 64 Seiten erreicht, sondern meistens nur bis zur Hälfte von 32 und weniger Seiten erscheint, so ist es möglich, das Zentralorgan fast ständig in doppelter Produktion zu drucken, das heißt, es werden von jeder Zeitungseite und für jede Maschine zwei Platten angefertigt, mithin druckt

die Maschine bei jeder Zylinderumdrehung zwei Exemplare; das sind pro Stunde 20 000 Zeitungseiten bis zu 32 Seiten Umfang. Bei 16 und weniger Seiten käme vierfache und selbst achtfache Produktion zur Anwendung, womit sich die genannte Druckmenge verdoppeln und vervierfachen müßte. In der Regel wird mit zweifacher Produktion gearbeitet, was bei der hohen Auflage von 160 000 Abonnenten auch ein Erfordernis ist. Eine einzelne Maschine würde zur Bewältigung dieser Auflage etwa acht bis neun Stunden gebrauchen, aber dazu mangelt die Zeit; denn die „Vorwärts“-Redaktion nimmt das Äußerste auf politischem Gebiete noch bis Mitternacht an, soweit es sich um kurze Berichte handelt, und um 12½ Uhr beginnt bereits in der Regel der Druck. Es setzen sich dann drei 64seitige Maschinen mit doppelter Besetzung der Zeitungseiten in Bewegung und somit wird eine sechsfache Mengeleistung erzielt, die es ermöglicht, die Auflage des „Vorwärts“ in der Regel innerhalb drei Stunden fix und fertig gefalzt aus den Maschinen zu bringen. Die 64seitigen Rotationsdruckmaschinen bilden zurzeit den Höhepunkt des deutschen Schnellpressenbaues, aber bereits werden 96seitige Druckmaschinen signalisiert, die sich durch vermehrte Ausbreitung auch der deutschen Zeitungsprelle als notwendig erweisen.

Wenn im vorstehenden kurz nachzuweisen versucht wurde, wie sich die Schnellpresse während ihres ersten Jahrhunderts bis zur höchsten Vollendung entwickelte, so lehrt ein Blick auf englische und amerikanische Zeitungsverhältnisse, wie zwerghaft sich die deutsche Produktion gegenüber solchen Riesenbetrieben immerhin noch ausnimmt. Der Bedarf an Riesenauflagen hat sich besonders in Amerika recht stark entwickelt. Von England läßt sich das gleiche sagen; denn hier stand, wie aus dem Aufsatz hervorgeht, die Wiege der Buchdruck Schnellpresse und von hier aus nahm auch die Zeitungsrotationsmaschine vor etwa 50 Jahren ihren unaufhaltsamen Siegeszug durch die Welt. Beide Male war es die Druckerei der „Times“ in London, welche diesen Erfindungen eine Stätte bereitete und zu deren Ausbreitung sehr viel beigetragen hat. Diese beiden vorgeschrittenen Länder bildeten von jeher das Vorbild für die Vervollkommnung im Zeitungsbetriebe und die Schnelligkeit des Maschinendruckes. Diese hinreichend zu begründende Auffassung wird der Ansporn sein, daß auch die deutschen Zeitungsunternehmungen immer größere Kreise ziehen, um selbst den entferntesten Winkel des Landes mit den neuesten Ereignissen möglichst schnell bekannt zu machen. —

## Konterbande.

Humoristische Erzählung von Ernst Leubner.

(Schluß.)

Und dat nennt sich nu een „sanften Walfisch“, lachte der andere, ein langer Tischler, „na Proff, Ernst, wi wullt us den Appetit nich verderben laaten!“

„Sa,“ gab der Sachse zurück, „er sullde seine Bude liever „zum rubbchen Dindensfisch“ nenn'n, denn in der Dinde isser immer.“

Unterdessen waren die zwei Hafnarbeiter an die Loonbank getreten, hinter der sich Kralecki bereits wieder häuslich eingerichtet hatte.

„Otto!“ begann Thedje Lassen, „wi hätten een lüttes Geschäft mit di to maaken.“

„Annee!“

„Laat die man erst vertell'n, um wat et siec hannelt!“

„Annee! Heff keen Tid!“

„Kiek man tau, wi hefft hier een Fatt Kaviar, dat wi gern verköpen wullt. Us kann he niz nützen, aber du warst em doch eher los

und kannst noch een hübsch Stück Geld bi verdeen!“ Kralecki warf dem Sprecher einen forschenden Blick zu. „Wo hefft ju denn dem opfisch; bi di es he doch nich wussen!“

„Weißt, Otto, id heff een Swager bi die Lebantelinie, een Stüermann, de hett em billig in Odessa erstann und mi tom-Geschenk maakt, aber bi mi to Gus kann keen een dat Tüg freeten. Wenn du mi em afköpen wullt, schast em billig hem. Dor heff id doch noch een paar Mark vör!“

Mittrauisch betrachtete Kralecki bald das Fäßchen, bald die beiden Kesselflopper.

„Ju wullt mi doch nich vertell'n, dat ju een ganzet Fatt Kaviar tom Geschenk freegen hefft?“

„Dat is doch so, Otto,“ log Thedje weiter.

„Kiek, he wohnt immer een paar Tage bi mi, wenn sin Schipp im Hopen leegt und dor wullt he siec mol revanchieern.“

Noch immer zweifelnd, hatte Otto das Fäßchen genommen und wog es prüfend in den Händen, wobei sein Schnurrbart in heftig schaukelnde Bewegung geriet; bei Otto ein Zeichen angestrenzter geistiger Tätigkeit.

„Dat sind so zirka acht Bund,“ murmelte er.

„Lein!“ verbesserte Thedje.

„So, mit die Verpackung! Wat id noch seggen wullt: hebbt ju em oof richtig verstiirt?“

„Dat 's alls in Ordnung, Otto; wullst du's nu hebben oder nich?“

„So, dat's oof so'n Sat,“ entgegnete Kralecki, noch immer zweifelnd. „Wat sall id mit soveel von dat Tüg anfangen? Id weet jo noch gor nich, wat id ju davor betohlu sall.“

„Seggen wi veertig Mark, Otto. Dat's doch nich tobeel vör verlang.“

„Annee! Dor kennt ju em wedder mit-

nehmen. Mehr wie twentig steck ich nicht in dat Geschäft!"

Sie gerieten ins Handeln; nach längerem Feilschen, das nicht ohne gegenseitige Malicen abging, einigten sie sich schließlich auf fünfundzwanzig Mark, die der Wirt aber auch erst am nächsten Abend auszahlen wollte.

"Ja mußt mi erst öwertigen, ob he dat oof wert is, hüt heff ich keen Lust!"

"Aber een paar Grogg kunnt wi op dat Geschäft trinken, du recknest dat mor'n mit af," schlug Lassen vor.

"Nunno, meinethalben! Aber bliewt man nicht to lang bi sitten, ich will bald tomaaken!"

Damit steckte Otto die Gasflamme unter dem Wasserkessel an und stellte vier Groggläser auf den Tisch, denn der freigebige Hein lud jetzt auch die beiden anderen Becher ein, sich an dem Gelage zu beteiligen, was natürlich bereitwilligst angenommen wurde.

Ein ansehnlicher Teil des Erlöses floss an diesem Abend noch durch die Gurgeln der verwandten Seelen, und als die vier Spiritusdampfer endlich in vorgerückter Stunde den Kiel heimwärts wendeten, hatten sie alle zusammen schwere Schlagsseite; Heins Toplicht aber strahlte in südllicher Pracht.

Einen Galben vor sich, die Zeitung in der Hand, saßen am folgenden Abend der lange Tischler und der Sachse wieder im „Sanften Walfisch“. Der Sachse ließ soeben das Blatt sinken und griff nachdenklich nach dem Bierglase.

"Jetzt bin ich bloß geschwand," wandte er sich an seinen Kumpan, „ob de Bordugiesen werkllich so bleedsinnig sijn und sich wieder so enn . . . was haste denn, Hannes?"

Der hatte das Lesen schon längst eingestellt und beobachtete interessiert das merkwürdige Benehmen Kralezkis.

"Kriek di man bloß den Otto an, ich gläuwe, he snappt hüt noch öwer."

"Na, das is doch nicht Meiez; wenn er nich iewergeschnappt wär, hädder uns beede doch schon längst emal rausgeschmissen," bemerkte der andere in edler Selbsterkenntnis.

"So," lachte Hannes, „dor heft bannig recht, aber so wie hüt heff ich em doch noch nich sehn; he mußt doch een ganzet Kilo Beyer freeten heim!"

Das Gebaren des Wirtes war in der Tat geeignet, die Verwunderung seiner Gäste zu erregen. Anstatt wie sonst hinter der Loonbank zu hocken und in philosophischer Ruhe seinen Brim zu kauen, schien heute ein unruhiger Geist in ihn gefahren zu sein. Der kleine dicke Kerl war kaum wieder zu erkennen. Unablässig trippelte er im Schankraum umher, unverständliche Worte in seinen Schnurrbart knurrend, der heute stärker als sonst auf und ab schwankte. Bald krächte er durch die Tür nach der Straße hinaus, bald stand er wieder bei seiner Karline oder dem Bierapparat, sich ein Baby einschleudend. Die dunkle Röte seines Gesichts bewies dabei, daß er bereits wieder ein ansehnliches Quantum vertilgt hatte.

Kopfschüttelnd hatten ihm die zwei eine Weile zugehört, dann ergriff der Lange das Wort.

"Otto, wat is denn mit di los? Hest di wedder mol mit din Karline prügelt?"

"Wenn di dat hier nicht paßt, denn go rut!" war die im pagigsten Tone gegebene Antwort.

"Das is awer doch werkllich e Schändal, wie de deine Schdammgäste behandelst," mischte sich jetzt der andere dazwischen. „Was Heeflichkeit is, das werd dir ewig verborgen bleim. Nimm dir doch e Weischiel an mir, alde Tranlampe; ich behandle dich wie mei eechnes Kind!"

"Wat, wull du Grotfnut mi oof nok ärgern? Ja könnt din Wadder sien, do Greennabel!"

"Da häddich mich schunn längst gehängt, Udde; awer weest was? Wenn dich emal

dr Deifel gehold habb, mach ich dr enn recht scheen Beichenschdeem unn dadruß bau ich enne alde Wedderfahne, die knarrt grade so dämllich wie du!"

In diesem Tone bewegte sich die Unterhaltung noch eine geraume Zeit fort, bis der Eintritt neuer Gäste das Rededuell unterbrach. Es waren Hein und Thedge, welche ihr Guthaben abzuholen kamen und den Wirt jetzt freundschaftlich begrüßten.

Dieser aber stand halb vornübergebeugt, mit gesträubtem Schnauzbarte inmitten der Stube und rang eine Weile vergeblich nach Luft.

"Wat!" brach er endlich los, „Zu hebbt nok die Frechheit, wedder hierrintokamen! Zu Betreeger! Zu Spihboven!" Eine Flut von Schimpfsworten ergoß sich auf die beiden, die zunächst den Wiltenden verständnislos anstarrten.

"Aber Otto, wat heft denn eigentlich, is di . . ."

"Mut mit Zul! Mut ut min Wertschaft!" brüllte Kralekzi. „Ach, wart man! Wart man!"

So schnell es seine kurzen Beine erlaubten, wackelte er nach dem Hinterraum, wo der Müll-eimer stand und kam gleich darauf mit dem Kaviarfäßchen zurück.

"So, dor hebbt Zu Eern Kaviar! Zu Galunken . . ."

In weitem Bogen flog das Fäßchen durch die Luft, dem unglücklichen Hein, der mit einem Schrei zurückprallte, direkt an den Kopf und heraus fielen — eine Anzahl toter Ratten.

Ehe die Verblüfften Zeit hatten, sich von ihrem Schreck zu erholen, hatte Kralekzi einen handfesten Knüppel unter der Loonbank hervorgeholt und drang damit auf sie ein.

"Wullt Zu nu rutgahn oder fall ich eerst nok Bolente hohn?" Drohend schwang er das Instrument und trieb die Kesselflopper, die vergeblich auf ihn einzureden versuchten, die Stufen hinan; das Fäßchen mitsamt den Ratten warf er hinterdrein.

Der Tischler und der Steinschleifer hatten zuerst erstaunt, dann mit einigem Vergnügen dem Drama zugehört und schüttelten sich jetzt vor Lachen.

"Also deshalb bist hüt so fünsch, Otto," sährie Hannes. „Wull du chinesische Küche in din Lokal inführn?"

"Ei du griene Meine, da haster ja enne ganze Menascherie angeschafft!" sekundierte der Sachse. „Du wullst doch uff deine alden Dage nich etwa noch Hagenbecken Konkurrenz machen?"

"Mut mit Zul! Ja smiet alle rut, ich maaf min Wertschaft to!" brüllte Kralekzi und drängte die lachend Protestierenden nach der Tür. „Ja will niemand mehr in min Lokal sehn!"

"Bergiß nich uffzeshreim, Udde; zwee Galbe habb'ch, enn Grog und ä Bäckchen Brien!"

Krachend flog die Tür hinter ihnen ins Schloß.

Für Hein Moje und Thedge Lassen wäre die Sache beinahe noch verhängnisvoll geworden. Jeder von ihnen war eine Zeitlang im Meinesitz des Fäßchens gewesen und in der Erregung glaubte deshalb einer vom anderen, daß er ihn auf diese schofle Weise über's Ohr gehauen habe. Als sie mit ihrem „Kaviar“ glücklich auf der Straße angelangt waren, gerieten sie in einen Wortwechsel, der schließlich in Lätzlichkeiten ausartete und dazu führte, daß sie von einem Schutzmann zur Wache gebracht wurden. Anstatt nun vernünftig zu werden, setzten sie dort ihre gegenseitigen Beschuldigungen fort. So kam die Angelegenheit zur Kenntnis der Behörde, die daraufhin eine Untersuchung einleitete.

Die Anklageschrift, die ihnen daraufhin zugestellt wurde, umfaßte nicht weniger als drei Punkte: Diebstahl, Zollhinterziehung und

groben Unfug; den letzteren durch ihre Schlägerei verursacht.

So finden wir denn die beiden Sünder eines Tages vor den Schranken des Gerichts wieder, zum ersten Male seit der bewußten Affäre nahe beisammen, denn Hein hatte anderen Tages seine bisherige Beschäftigung aufgegeben und war bei einem Stauerbaas in Arbeit getreten.

So schlimm, wie es den Anschein hatte, gestaltete sich das Resultat der Verhandlung indessen nicht. Beide waren bis dahin noch nie mit den Gesetzen in Konflikt geraten. Ihre Darstellung des Sachverhalts deckte sich glatt; direkt Strafbares war ihnen nicht nachzuweisen.

Es blieb nur noch die Frage zu erledigen, ob das Durchschmuggeln toter Ratten durch die Zollgrenze ein Vergehen gegenüber dem Zolltarif darstelle. Auch hier aber fiel die Beweisaufnahme zu ihren Gunsten aus. So sehr sich ein strebsamer Assessor im Schweiß seines Angesichts auch abmühte, eine entsprechende Position im erwähnten Tarife anständig zu machen, welche die Einfuhr dieser lieben Tierchen mit Zoll belegt; sein Bemühen war umsonst.

Auch das dritte Delikt war nur geringfügiger Natur.

Interessant — für die Angeklagten aber zu einem der schwersten Momente ihres Lebens — gestaltete sich die Verlesung des Urteils und seiner Begründung. Hervorgehoben zu werden verdienen folgende Stellen, die allein schon geeignet sind, alle Gelüste nach ähnlichen Vergehen im Keime zu ersticken:

„. . . In Erwägung, daß nach allem diesen das Gericht mithin zu der Ansicht gelangt ist, daß bezüglich des ersten Punktes der Anklage der dolus eventualis unzweifelhaft vorhanden, immerhin aber nicht einwandfrei festgestellt ist, das Gericht ferner den Angaben der Angeklagten anfänglich skeptisch gegenüberstand, sich im weiteren Verlaufe der Verhandlung aber die gegenteilige Auffassung zu eigen machte, mithin trotz aller Bedenken die Anklage in diesem Punkte fallen lassen mußte, blieb zu erwägen, inwieweit die Angeklagten bezüglich des zweiten Punktes zu fassen seien, wobei das Gericht jedoch zu einer einheitlichen Beurteilung des Falles nicht gelangen konnte; die Beschuldigten also in dieser Hinsicht zu entlasten sind, bezüglich des dritten Punktes aber, dem Zeugnis des Schutzmannes August Swörßnell folgend, dem die Inculpanten keinerlei plausible Gegengründe entgegenzusetzen konnten, dasselbe auch gar nicht versucht haben, beschließt das Gericht: die Angeklagten sind von der Beschuldigung des Diebstahls sowie der Zolldefraudation freizusprechen, da sich diese beiden Delikte als Versuch am untauglichen Objekt qualifizieren, wegen groben Unfugs aber zu je 10 Mark Geldstrafe zu verurteilen.“

Thedge Lassen stiegen bei der Verlesung dieser juristischen Glanzleistung langsam die Haare zu Berge, während Hein Moje mit dem Ausruf: „Min arme Jameel!“ ächzend auf die Anklagebank zurücksaß. Es dauerte geraume Zeit, ehe sie begriffen, daß sie nur zehn Mark zu blechen hätten und jetzt gehen könnten; dann aber verließen sie in fluchtartiger Eile den Saal.

Draußen auf dem Holstenplah schüttelten sie sich unter schenen Seitenblicken auf das Justizgebäude die Hände. Thedge fühlte sich veranlaßt, noch eine kleine väterliche Ermahnung vom Stapel zu lassen: „Kriek, Hein, dat kemmt nu alles bloß von din lusigen Durst!“

„Wat, fall ich all wedder das Karnickel sien! Wer hett denn toerst von den Grogg onfangt? Wer hett toerst den „Sanften Walfisch“ . . .“

„No, laat man good sin," lenkte Thedge ab, „wi wull dat nich näher unnerfäuken!“

Und dann schritten sie versöhnt dem Hafen zu. —

**Großteichwirtschaft.** Mit dem Ausdruck „Teich“ verbinden die meisten Menschen die Vorstellung eines durch Ausgraben hergestellten Erdloches, das mit Wasser gefüllt ist. In Wirklichkeit entstehen die weit- aus meisten Teiche ganz anders: man sperrt eine Schlucht, die von einem Bach mit starkem Gefälle durchflossen wird, durch Querdämme ab und läßt das Wasser sich anstauen. Noch bequemer ist es, Teiche anzulegen, wenn man Erdmulden oder Biesenflächen von einem höher gelegenen Wasserlauf überstauen kann. Die Hauptbedingung für eine Teichanlage, die rationell bewirtschaftet werden soll, ist ein Abfluß, der es ermöglicht, den Teich ganz oder wenigstens soweit abzulassen, daß man der Fische ohne große Mühe habhaft werden kann. Denn darin besteht der Unterschied zwischen See und Teich, daß man im natürlichen Gewässer sich stets nur eines Teiles der darin befindlichen Fische bemächtigen kann. Eine wirtschaftliche Beeinflussung der Seen zur Zucht einzelner Fischarten ist daher nur in sehr beschränktem Maße möglich, weil man mit dem Nahrungsbedürfnis aller Arten rechnen muß. Den Teich dagegen hat der Fischwirt völlig in der Hand. Er kann ihn jederzeit mit der Art besetzen, die er züchten will, und mit so viel Exemplaren, wie sie der vorhandenen Nahrung entsprechen. Dadurch hat sich die Teichwirtschaft zu einem der Landwirtschaft völlig ähnlichen Betrieb entwickelt. Den Idealzustand stellt eine sich ergänzende Verbindung beider Betriebe dar, in dem man die abgelassenen Teiche mit Futterkräutern bebaut.

So ist die Teichwirtschaft zu einer Wissenschaft geworden, die nach ähnlichen Grundsätzen vorgeht wie die Viehzucht. Sie vermag genau zu berechnen, mit wieviel Fischen ein Teich zu besetzen ist, um einen bestimmten Zuwachs zu erreichen, ja, sie ist teilweise dazu vorgeschritten, den Teich als einen Stall zu betrachten, der den Fischen in der Hauptsache nur Aufenthalt und Luft gewährt, während die Nahrung, die den Zuwachs an Fischfleisch hervorbringen soll, vom Züchter selber nach seinem Ermessen verabreicht wird.

Die ersten Anlagen dieser Art entstanden in Böhmen, wo die Natur in reichem Maße alle Bedingungen geschaffen hat, die zur Herstellung von Teichen erforderlich sind. In dem hügeligen und bergigen Terrain ist laufendes Wasser in solcher Fülle vorhanden, daß man weite Flächen mit Wasser bespannen kann. Gibt es doch in Böhmen Teiche, die mehr als 1000 Morgen bedecken und als große Binnenseen zu betrachten wären, wenn sie nicht abfließbar wären. Das ist aber ihre wertvollste Eigenschaft, daß sie durch Abflüsse nach tiefer gelegenen Talmulden völlig entleert werden können. In Deutschland entstand die Teichwirtschaft erst in der Mitte des vorigen Jahrhunderts und ist in wenigen Jahrzehnten zu einem volkswirtschaftlichen Faktor herangewachsen, dessen Bedeutung von Jahr zu Jahr steigt.

Die Hauptfischarten, die in Teichen gezüchtet werden, sind Karpfen und Forellen. Daneben züchtet man Schleie, die schon in geringer Größe als „Portionsfische“, wie sie das Gastwirtsgeverbe bevorzugt, gute Verkaufspreise erzielen, Aale und Maränen. Bei dieser im Winter laichenden Fischart hat sich herausgestellt, daß sie in Teichen nicht zur Ablage ihrer Laichprodukte kommen, wahrscheinlich, weil ihnen der Mensch nicht die Bedingungen schaffen kann, unter denen sie sonst zur Fortpflanzung schreiten. Das ist kein Hindernis für die erfolgreiche Züchtung, denn der Mensch hat es gelernt, den laichreifen Fischen Milch und Roggen abzustreichen, durch Vermischung die Eier zu befruchten und sodann in Anstalten zu „erbrüten“. Der Ausdruck mutet etwas komisch an, wenn man erfährt, daß die Eier monatelang von einem Wasser umspült werden, dessen Temperatur nicht mehr als zwei bis drei Grad Celsius betragen darf. Eine geringe Erhöhung der Temperatur beschleunigt die Entwicklung der Eier um Wochen. Das bedeutet aber eine Gefahr für den Züchter, denn die junge Brut darf erst dann ausschlüpfen, wenn die Natur ihr den Teich gedeckt hat. Deshalb muß jede Brutanstalt mit Anlagen versehen sein, in denen das zuziehende Wasser bis zu der erforderlichen Temperatur abgekühlt wird, es muß durch Filter geleitet werden, um schädliche Keime abzufangen. Da dies nicht gänzlich gelingt, müssen die Anstalten stetig unter Obhut sein, damit die erkrankten oder abgestorbenen Eier sofort beseitigt werden. Aber der Erfolg lohnt die Mühe. Viele Millionen junger Laiche, Forellen, Maränen usw. werden in jedem Winter auf diese Weise erbrütet, um als Besatz für Teiche, Flüsse und Seen zu dienen.

Bei den in der warmen Jahreszeit laichenden Karpfen und Schleien hat der Züchter nicht so viel Mühe. Er hält die zum Laichen bestimmten Paare

so lange in klarem Wasser, bis ein kleiner flacher Teich zu ihrer Aufnahme hergerichtet ist. Sobald sich das Wasser darin unter der Sonnenbestrahlung hinreichend erwärmt hat, werden die Laichfische eingesetzt. Unter dem Einfluß des wärmeren Wassers erreichen sie bald die Laichreise und schreiten zur Fortpflanzung. Sofort danach werden sie aus dem Teich entfernt, denn fast alle Fische zeigen mehr oder minder kannibalische Gellüste, d. h., sie fressen ihren eigenen Laich.

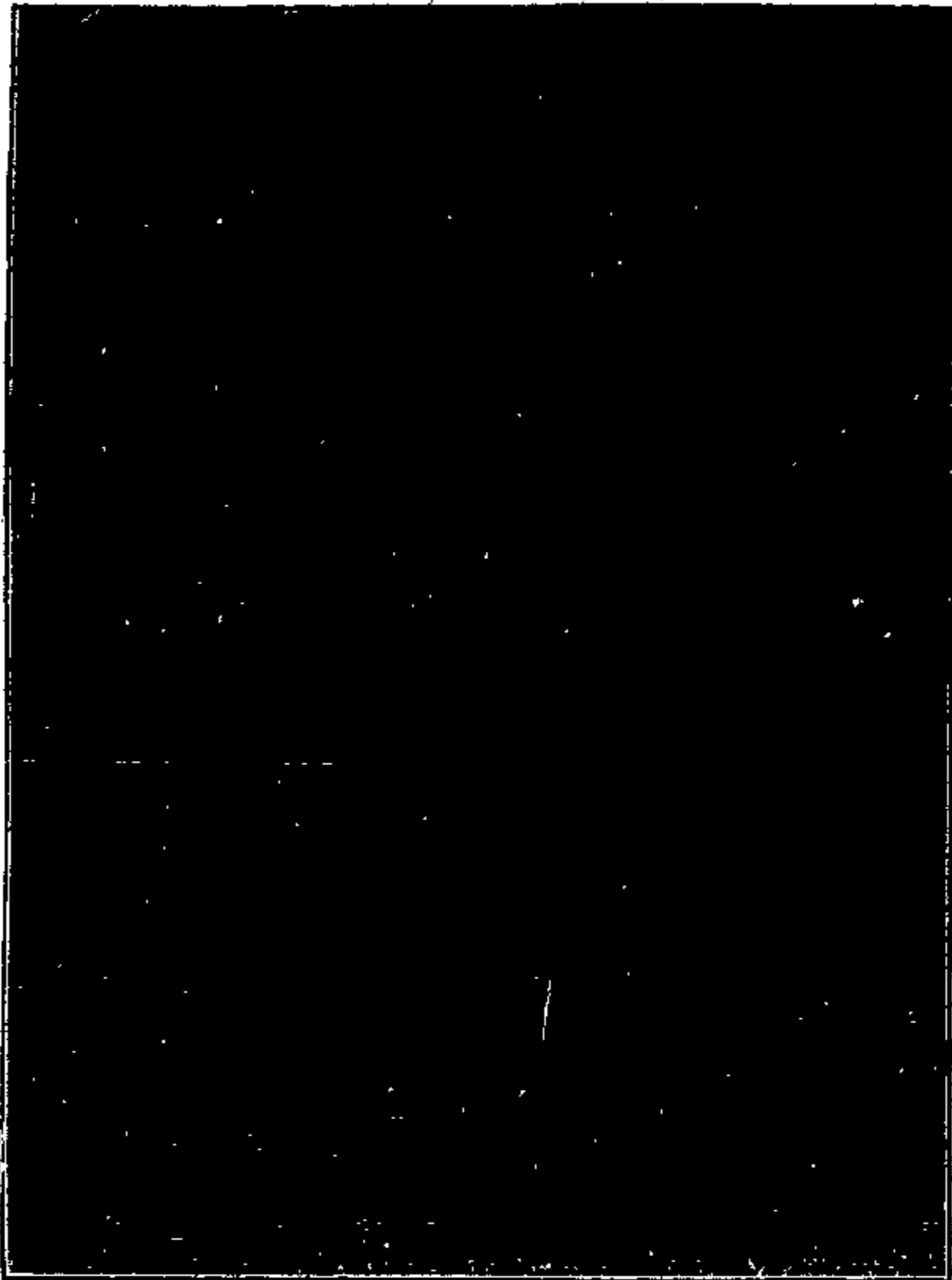
Schon nach wenigen Tagen wimmelt es in dem Teich von Millionen junger Brut. Bald ist der Dotterack aufgezehrt, der ihnen für kurze Zeit Nahrung spendet. Aber der Teichwirt hat vorjorglich für Obdach und Nahrung gesorgt. Er hat große, flache Teiche, in denen die Entwicklung der Kleinlebewesen durch Kalken und Düngen künstlich gefördert ist, rechtzeitig bespannt und versetzt nun dorthin die junge Brut. Nach der Größe der Fläche und der vorhandenen Nahrung wird die Zahl der Besatzfische bemessen. Bei stärkerer Besetzung wachsen die Fische langsamer, weil auf den einzelnen weniger Nahrung entfällt. — Der Teichwirt hat es also innerhalb einer gewissen Grenze völlig in der Hand, wie schnell er seine Fische

denen die Fische sich sammeln, sobald das Wasser fällt. Die Fischer haben dann nichts weiter zu tun, als mit großen Netzen die Fische an diesen Stellen herauszuheben. Trotzdem muß der ganze Teichboden sorgfältig abgesehen werden, denn manche Fische lieben es, sich in den Schlamm einzubuddeln. Deshalb muß jeder gefangene Fisch erst mit Wasser abgespült werden, ehe er in die Bottiche kommt, aus denen er in sein neues Quartier oder in den Westk der Händler übergeführt wird.

Bei den großen Teichen, wie wir sie in Böhmen finden, wo das Ablassen des Wassers mehrere Tage dauert, muß der Fang mit Netzen betrieben werden namentlich da, wo die großen Wassermassen nicht gänzlich entleert werden können. Zur Erleichterung des Fanges sind Dämme in dem Teich aufgeschüttet, die bei völliger Bestattung überflutet werden, so daß die Fische ungehindert sich im Gewässer bewegen können. Wenn Senken des Wasserpiegels treten sie hervor und teilen den Teich in kleinere Abteile, die leicht zu besetzen sind. Oder man teilt die große Fläche durch Wehrwände, die an Stäben befestigt sind, in kleinere Bezirke, aus denen die Fische nicht entfliehen können. — Die Zugnetze bestehen aus zwei engmaschigen, langen Füllgeln und einem ungewöhnlich langen, sehr geräumigen Sack, der aus sehr starkem Garn hergestellt sein muß, denn er hat nicht selten über tausend Zentner Fische aufzunehmen und festzuhalten. Solange das Wasser tief genug ist, werden flache Rähne benutzt, zwischen denen der Sack ausgekrempelt und hochgehoben wird. Mit langstieligen Netzen werden die Fische herausgeholt und in flache Rähne geschüttet, in denen sie schnell zu der Stelle gefahren werden, wo das Reinigen, Abwiegen und Verbringen vor sich geht.

Die Prozedur muß mit möglicher Beschleunigung vor sich gehen, weil der Konsument lebende Fische verlangt. Die Fische sollen noch wochenlang lebend erhalten werden, sind also sehr schonend zu behandeln. — Zum Glück ist der Karpfen ein sehr zäher Geselle, der schon einen starken Puff verträgt. Es kommt aber doch vor, daß große Fischtransporte „umstehen“, wie der vorsichtig umschreibende Fachausdruck das Verenden der Fische im Wasser bezeichnet. Daß man die umgestandenen Fische dem Konsum entzieht, ist nicht notwendig. Wohl aber wäre eine scharfe Kontrolle dieser minderwertigen Ware sehr wünschenswert. Als eine Verbesserung wäre es auch anzusehen, wenn die Karpfen ausnahmslos vor dem Transport getötet und, in Eis verpackt, auf den Markt gebracht würden. Denn das ist doch nicht zu bestreiten, daß sie unter dem Aufenthalt in engen Behältern und dem Transport stark leiden.

**Neue Bücher.** Eine gemeinverständliche Darstellung der Darwinschen Lehre ist unlängst bei F. G. W. Diez Nachf. in Stuttgart erschienen. Das reich illustrierte Werk bezieht sich „Entwicklungstheorie“; sein Verfasser ist Dr. S. Schulz, Privatdozent an der Züricher Universität. Es ist in diesem Buche versucht worden, an die Vorurteile des Publikums ganz geringe Anforderungen zu stellen und dadurch den Preis der Leser möglichst weit zu ziehen. Man muß anerkennen, daß dieses Bestreben gelungen ist, soweit wissenschaftliche Stoffe sich überhaupt volkstümlich behandeln lassen. Dem lesenswerten Buche (Preis brosch. 2,50 M.; gebd. 3 M.) ist daher weiteste Verbreitung zu wünschen. — Der gleiche Verlag bringt als 25. Bändchen der „Kleinen Bibliothek“ eine historische Studie von Franz Mehring, „1807 bis 1812 Von Tilsit nach Tauroggen“ heraus. Gerade in diesen Jubiläumstagen, da auf dem deutschen Büchermarkt eine Hochflut patriotisch gefärbter Schriften einströmt, kommt dieses von berufener Seite im Sinne der historisch-materialistischen Geschichtsauffassung verfaßte Bändchen gerade recht. — Im Verlage der Buchhandlung Vorwärts-Berlin ist zu gleicher Zeit ein neues Bändchen der rasch in Aufnahme gekommenen Unterhaltungsbibliothek (Preis 1 M.) erschienen. Robert Grösch erzählt diesmal lustige und ernste Geschichten, die er unter dem Titel „Verschrobenes Volk“ gesammelt hat. Grösch ist unsern Lesern kein Unbekannter; auch in dem vorliegenden Bändchen findet sich einiges, das wir in der „N. W.“ bereits zum Abdruck brachten. Was Grösch schildert, ist lebenswahr und klar geschaut; ein schöner Humor ungoldet ihm oft das Schöne und Kantige des Alltagslebens; er liebt die knappe, scharf umrissene Form in Wort und Satz. Seine Geschichten sind, obwohl sie eigentlich an der Oberfläche des Lebens schwimmen, mehr als Durchschnitts-Unterhaltungsliteratur; ihre Fabeln prägen sich dem Leser ein, haften in seiner Erinnerung, bringen ihm unaufhörliche Belehrung. Ein solches Buch aber ist für Proletarierleser ein gutes Buch in doppelter Bedeutung.



Das Hauptportal des neuen Berliner Metallarbeiterhauses trägt als Schmuck Reliefs mit allegorischen Darstellungen der Verbändertätigkeit (Aufklärung, Solidarietät und Hilfsleistung).

anwachsen lassen will. Er darf nicht so viel Brut einsetzen, daß sie durch Nahrungsmangel am Wachstum gehindert wird, und nicht so wenig, daß ein Teil der Nahrung ungenutzt bleibt. Der Karpfenzüchter hat selbstverständlich außerdem noch unter der Konjunktur zu leiden, die dadurch hervorgerufen wird, daß der Karpfen noch immer „Saisonfisch“ ist, dessen Hauptkonsum in den Dezember und Januar fällt. Die Preisbildung, die infolgedessen eintritt, gewährt dem Teichwirt sehr oft nicht die Entlohnung, die ihm für die Verzinsung seines Anlagekapitals, seine Betriebskosten, sein Risiko und seine Arbeit gebührt.

Die Erntezeit der Teichwirte fällt in den Spätherbst, wenn der Zuwachs an Fischfleisch, der nur in den Sommermonaten stattfindet, aufgehört hat. Dann ergibt sich, wieviel jeder Jahrgang an Fischfleisch produziert hat. Die für den Verbrauch reifen Fische werden ausgesondert und in kleine Teiche oder Behälter gesetzt, aus denen sie jederzeit ohne Mühe entnommen werden können. Die jüngeren Jahrgänge werden in tiefe Teiche gebracht, in denen sie enggedrängt den Winter zubringen. Daraus ergibt sich, daß für eine einzige Teichwirtschaft eine ganze Anzahl verschieden gearteter Teiche erforderlich ist.

Das Abfließen im Spätherbst lockt stets eine Menge von Zuschauern an. Auch den gänzlich Unbeteiligten erfreut es, große Mengen von Fischen im Schlamm zappeln zu sehen. Das Wasser wird durch einen Mönch, eine Schleuse, die den Fischen das Entweichen wehrt, abgelassen. Im Boden der Teiche befinden sich vertiefte Stellen, Kolke oder Gräben, an